

In der Filiale.

Eine Erzählung

für das „Luth. Volksblatt“,

von

Pastor A. Krafft.



ELMIRA, ONT.,
Verlag des Luth. Volksblatt.
1890.

Druck von H. Oelion, Elmira, Ont.



In der Filiale.

1. Eine Verlobung.

Bei Farmer Klaus Gußner in der Filiale Pastor Treu's ging's hoch her, denn sein Sohn Friedrich wollte seine Verlobung mit Marie Klare feiern. Außer den Eltern des zukünftigen Bräutigams und der von ihm zur Braut Begehrten waren auch mehrere eingeladene Nachbarsfamilien und sonstige Freunde da, und sogar der Pastor war auf Wunsch erschienen. Klaus hatte zwar gemeint, das sei ganz unnöthig, daß man auch den Pastor lade, denn eine Verlobung sei ja keine Trauung und der Pastor sei kein guter Unterhalter und wenn er, der Klaus, predigen hören wolle, so könne er in die Kirche gehen. Aber ob sich auch Klaus in der letzteren nicht zu oft blicken ließ, war er doch stimmberechtigtes Glied der evangelisch-lutherischen Gemeinde, und in der Gemeinde, zu welcher er gehörte, herrschte die gute Sitte, daß bei Verlobungen der Pastor zugezogen zu werden pflegte. So wollten es nun auch Mariens Eltern, die alten Klares, gehalten wissen und Mutter Gußner, die etwas darauf hielt, daß sie und die ihrigen von den Nachbarn, die alle zur Kirche gehörten, nicht für unchristlich angesehen würden, die zudem froh war, daß ihr Fritz ein ordentliches Mädchen gefunden, stimmte Mariens Eltern bei. Da hatte denn Klaus seiner Frau nachgegeben, obwohl er den Pastor nicht leiden mochte.

Nun ging es, wie gesagt, in Klausens Haus hoch her. Klaus Gußner war wohlhabend, und wenn er auch sonst jeden Cent erst zehnmal in der Hand umdrehte, ehe er ihn fahren ließ, den Dienstboten kaum das Brot gönnte und zum Pastorgehalt, wie für andere Ausgaben der Gemeinde, nie mehr beitrug als er Ehren und Schanden halber mußte, so hatte er doch zum Fritz eine sonderliche Zuneigung, ließ ihm gern den Willen und hatte darum auch dessen Wunsch nachgegeben, die Verlobung statt in der Wohnung Klare's in seinem eigenen Hause zu feiern und nichts dabei zu sparen. Die Eltern Mariens wollten zwar zuerst durchaus nichts davon wissen, daß die Verlobung in einem andern Hause als dem ihrigen stattfinde, hatten aber auf Gußners Bitten eingewilligt, zumal nicht nur diese, sondern auch die meisten Bekannten näher bei der Kirche wohnten.

Klaus aber hatte einen besondern Grund froh zu sein, daß sein Fritz vorhatte, sich zu verheirathen. Fritz hatte nämlich schon seit einiger Zeit angefangen, leichtfertig zu leben, brauchte viel Geld, blieb, wenn ihn sein Vater zur Stadt schickte, über Gebühr lang aus, übertrieb dann die Pferde, ja kam sogar öfters angetrunken heim und war dann roh und grob. Das hatte dem Klaus schon öfter schwere Gedanken gemacht. Er hatte viele Jahre hart gearbeitet, bis er, wie er meinte durch seinen eigenen Fleiß, zu einer eigenen Farm gekommen war; er hatte sich alle Bequemlichkeiten versagt und gespart, um ein

rundes Sümmchen übrig zu haben; er hatte den Fritz, damit dieser mehr englisch lerne und „smarter“ werde und besser Dollar zum Dollar zu bringen wisse, nicht in die Gemeinde- sondern in die Distriktsschule geschickt, was übrigens auch den Nutzen hatte, daß man das schwere Schulgeld von fünfzig Cents monatlich in der Tasche behielt. Und doch mußte er nun erfahren, daß Fritz das Geld nicht zu schätzen wußte, wenig Lust an der schönen Farm zeigte und noch weniger an der Arbeit, ob man das schon nicht aller Welt auf die Nase band. Vielleicht, daß sich das ändert, wenn Fritz erst seßhaft wird, dachte Klaus.

Freilich, Fritzens Wahl sagte dem Vater wenig zu. Das Mädchen war ihm sonst wohl recht, Marie war zwar gerade nicht mehr jung aber eine stattliche Figur, leidlich hübsch, im ganzen Settlement als eine tüchtige Arbeiterin im Haus und auf dem Feld bekannt, hatte auch einen unbescholtenen Namen und galt als sparsam. Sonderlich das letztere gefiel dem Klaus gar wohl. Was ihm nicht gefiel, war, daß Marie nicht nur sehr wenig Vermögen mitbrachte, sondern nach Klausens Ansicht sehr beschränkt war. Lief sie nicht jeden Sonntag in die Kirche, ging sie nicht immer noch in die „Kinderlehren“, wie Klaus spöttischer Weise die Christenlehren zu nennen pflegte? Doch, tröstete sich der Klaus, das werde ihr Fritz schon austreiben, wenn sie erst seine Frau sei; und dafür könne ja Marie nichts, daß ihre Eltern sie so bigott und scheinheilig erzogen hätten.

Die alten Klares waren in den Augen Gußners und seiner Frau einfach dumme Frömmler, ja Heuchler. Zwar war Hermann Klare schon seit einigen Jahren Gemeindevorsteher, aber deshalb brauchte er doch nicht in jeden Gottesdienst laufen! Wozu hatte man denn drei Vorsteher? Zwar war seine Frau, Martha Klare, Vorsteherin des Frauenvereins, aber deshalb brauchte sie sich doch nicht so vordrängen, immer vorn sitzen im Gottesdienste und jedesmal vor Weihnachten in der ganzen Nachbarschaft herumlaufen, um für das Waisenhaus und gar noch zu Christgeschenken für die Pastorleute zu betteln! Mußte man nicht hart für sein Geld arbeiten, hatte die Gemeinde nicht früher auch bestanden ohne den kostspieligen Frauenverein und dessen Bettelei, und nahmen die Pfarrleute nicht ohnedem mehr als genug ein für das bischen Arbeit, das der Pastor habe? Und wozu sollte nun gar das viele Lesen und Beten im Hause Klare's alle Morgen und Abend, warum war er so oft beim Pastor, wußte immer nur von der Bibel und von Gemeindesachen zu reden, ja drang sogar in neuster Zeit darauf, daß man ein Schulhaus baue? Das alles gefiel, wie gesagt, den Gußner'schen Eheleuten gar nicht. Sie merkten, daß Klares, ob sie schon immer freundlich waren, doch einen andern Geist hatten.

Es kam auch Klaus vor, als ob sie nicht mit rechter Freudigkeit ihre Einwilligung zu Mariens Verlobung gäben und die Ehre nicht zu schätzen wüßten, daß Marie in die angesehene, wohlha-

bende Gußner'sche Familie heirathe. Und darin hatte freilich Klaus den Nagel auf den Kopf getroffen. Obwohl Klares durchaus nicht lieblos richteten und Gußners nicht für Unchristen hielten, so hatten sie doch mit Bedauern wahrgenommen, wie lau dieselben in alle dem waren, was einem lebendigen Christen lieb und theuer ist, wie die Familie selten zum Gottesdienste erschien und wie sehr sich in ihrem Reden und Thun eine ängstliche Sorge für das Irdische kund that. Nur weil sie sahen, daß Marie an dem jungen Gußner Wohlgefallen fand und weil es Fritz vortrefflich verstand im Umgange mit der Klare'schen Familie seine wahren Gesinnungen zu verbergen, wollten Mariens Eltern seine Werbung nicht schlechthin verbieten. Fritz wußte wohl, wie streng Vorsteher Klare heimliche Werbungen beurtheilte, ja wie er sogar schon das für Sünde hielt, wenn ein junger Mann mit einem Mädchen Umgang suche, ohne dazu die Erlaubniß ihrer Eltern eingeholt zu haben. Da hatte Fritz vorher mit Mariens Eltern geredet, sie gebeten, ihr Haus besuchen zu dürfen und eben dadurch einen so günstigen Eindruck bei den ehrlichen Leuten hervorgerufen, daß sie ihm nicht verweigerten, wiederkommen zu dürfen.

Fritz merkte, wie viel Marie und deren Eltern auf Gottes Wort und Kirche hielten, wie werth ihnen auch der Pastor sei. Da fing er an fleißiger zum Gottesdienste zu kommen, sprach sich auch so aus, daß man wirklich meinen konnte, er sei christlich gesinnt. Freilich kamen Klare nach und

nach Gerüchte zu Ohren, Fritz führe ein lockeres Leben, aber dieser benahm sich in ihrer Gegenwart immer so zurückhaltend und wußte jene Gerüchte mit einem solchen Schein der Wahrheit zu leugnen, daß nicht nur Marie, sondern auch deren Eltern sie für unwahr hielten.

So kam es denn, daß, als eines Sonntags nach dem Gottesdienst Klaus Gußner und seine Frau zu Klares hinausfuhren und für ihren Sohn Marie zur Braut begehrten, deren Eltern keine Einsprache erhoben. Schon Sonntag über acht Tage sollte im Kreise der Familien und geladener Freunde Verlobung sein und dann das Nähere ausgemacht werden. So ward es verabredet. Und nun war der Tag erschienen. Es war eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft, die bei Gußners versammelt war. Obschon bei der Einladung nichts über die Ursache zu derselben bemerkt worden war, um die Freunde und Verwandten zu überraschen, so vermutheten doch ihrer viele, was kommen solle.

Einzelne Verwandte und Freunde waren mit den ihrigen schon morgens gekommen, andere, und zwar können wir zum Lobe der Gemeinde sagen die meisten, stellten sich erst nach dem Gottesdienste ein. Obwohl Gußner's Haus geräumig genug war, alle Gäste zu fassen, so lockte doch ein freundlicher warmer Herbsttag die Gäste, die sämmtlich keine Stubenhocker waren, hinaus in's Freie. Dort wurde auch in einer langen, ihrer Früchte noch nicht entledigten Weinlaube hinter dem Hause die Tafel gedeckt, während

Klaus die Ankommenden begrüßte, und diese im Hause ablegten, um sich dann den andern Gästen beizugesellen, die sich in Gruppen in oder außer dem Hause je nach Neigung unterhielten. Die Alten hatten sich in den nahen, wohlgepflegten, mit prächtigen Lauben versehenen Garten Stühle gebracht, auf welchen sie Platz nahmen und sich über allerlei unterhielten. Während ein Theil über Wetter und Saat und ähnliche, dem Landmann nicht wenig wichtige Dinge sprachen, waren die Gegenstände, welche andere beschäftigten, noch wichtigerer Natur, nämlich die Vormittags gehörte Predigt, die Beschlüsse der letzten Gemeindeversammlung, der bereits in Anregung gebrachte Bau eines Schulhauses. Das junge Volk ging inzwischen auf den nahen Wiesen und Feldern spazieren, nicht zu weit vom Hause entfernt, um ja bei dem willkommenen Klang der Mittagsglocke gleich bei der Hand zu sein.

Was machten denn aber die Hauptpersonen, Friedrich und Marie? Ja, das war eine eigene Geschichte, die wir berichten müssen und die auch erklärt, warum Vorsteher Klare, der doch sonst kein übler Gesellschafter war, heute ziemlich ernst unter den Gästen im Garten saß und sehr nachdenklich und still die blauen Rauchwölkchen aus seiner Stummelpfeife in die Luft bließ. Es war etwas vorgekommen, was ihm und den Seinen schwere Sorgen machte. Marie und ihren Eltern waren in den letzten Tagen nicht nur einzelne Reden aufgefallen, die Fritz, der seine Absicht bald erreicht zu haben glaubte und nicht mehr so

vorsichtig war, laut werden ließ, sondern sie hatten auch bemerken müssen, daß Fritz, wenn er in der letzten Zeit vorsprach, sehr erregt war; ja daß man trotz aller Liebe nicht anders annehmen konnte, als daß er zu tief in's Glas gesehen habe. Darüber hatte Hermann Klare mit seinem Weibe Rath gepflogen und es hatte sich gezeigt, daß auch der Mutter schwere Zweifel aufgestiegen waren, ob Marie an Fritz einen zuverlässigen christlichen Ehemann finden werde. Obschon sie sich nicht entschließen konnten, darauf zu dringen, daß Fritz seine Besuche einstelle, so legte doch die Mutter Marien diesen Fall nahe, indem sie ihr dabei aus dem Leben einer theuren Verwandten erzählte, deren Mann ein Säufer geworden war und seine Familie in unsägliches Unheil gestürzt hatte.

Marie, die zwar Fritz wohl leiden mochte und sich zwar darauf freute, mit der Zeit an ihrem eigenen Herd stehen zu dürfen, aber auch willig war, sich Gottes Führung zu überlassen, kümmerte sich um so mehr, als sie erkennen mußte, die Bedenken ihrer Eltern seien nicht ohne Grund. Marie konnte sich zwar nicht überwinden, die schon festgesetzte Verlobungsfeier absagen zu lassen, aber sie beschloß, vorher mit Fritz zu reden und ihm zu sagen, daß sie sich nur unter der Bedingung dazu verstehen könne, sich ihm zu versprechen, wenn er sein Trinken gänzlich sein lasse und sich wenigstens ein Jahr christlich halte. In diesem Vorsatz, den sie nach herzlichem Gebet gefaßt und ihren Eltern mitgetheilt hatte, wurde

Marie durch das Benehmen Fritzens am Abende vor dem zur Verlobung bestimmten Tage bestärkt. Wie übermüthig heftig er da war, wie wenig rücksichtsvoll er von seinen lieben Eltern als dem alten Manne und dem alten Weibe sprach! Er war zur Stadt gewesen, hatte offenbar zu viel getrunken und all sein Reden erweckte eine dunkle Ahnung in Mariens Herz, er möchte gar leicht der schuldigen Rücksicht gegen sie vergessen, wenn sie erst die seine sei. Aehnliche Gedanken gingen ihrem Vater durch die Seele, als er jetzt von ferne sah, wie Marie ernst und nachdenklich hinter der Menge der jungen Leute, die in der nahen Wiese wandelten, zurückblieb und Fritz sich ihr beigesellte. „Endlich," flüsterte Fritz halb scherzend, halb spöttisch, „endlich ist der Tag gekommen, bald wirst du mir vor Zeugen das Versprechen geben, das, wie der Pastor immer meint, an Verbindlichkeit vor Gott der Ehe gleich sein soll. Dann kannst du mir nicht mehr zurück." „Wie," sagte Marie, indem es bei dieser Rede wie ein Schatten über ihr Gesicht flog, „zweifelst du denn an dem, was der Pastor von der Verlobung lehrt? Was er lehrt, das ist doch Gottes Wort und nicht nur seine Meinung. Er hat uns aber auch gezeigt, daß es nicht unrecht sei, an ein solches Versprechen eine Bedingung zu knüpfen, die eingehalten werden muß, wenn man die Erfüllung des Versprechens verlangen will." Verwundert schaute Fritz Marien an. „Ja, Fritz," fuhr sie fort, „daß ich's nur gleich gestehe; wenn ich gefragt werden soll, ob ich dich nehmen will,

dann muß ich auch eine Bedingung dran knüpfen." Noch erstaunter hörte Fritz zu. Sie aber, der es ganz willkommen war, daß sie eine Gelegenheit gefunden mit Fritz zu reden, sprach in Gottes Namen: „Fritz, wenn du dich und mich selbst lieb hast, wirst du gewiß gern versprechen, was ich von dir verlangen muß." „Nun, nun," entgegnete er beinahe ungeduldig, „dann sag', was es sein soll." Halb zögernd beginnend, aber im Laufe ihrer Rede immer mehr Festigkeit gewinnend, sprach Marie: „Wir könnten nur dann zusammen glücklich sein, wenn du nicht mehr so viel trinken wolltest, und ich kann nur die deine sein, wenn du mir das versprichst und ein Jahr lang hältst."

Huh, wie sich Fritz bei dieser Rede ärgerte. Schon wollte er in seiner ganzen angebornen Wildheit aufbrausen, aber als er sah, wie treuherzig ihn Marie ansah und wie ruhig und entschieden sie redete, da blieb ihm die böse Antwort, die ihm schon auf der Zunge schwebte, ungesprochen. Das Wohlgefallen an der schmucken Dirne, die Stimme des Gewissens, die ihm sagte, daß sie das volle Recht habe, eine solche Bedingung zu stellen, die Schande, noch im letzten Augenblick einen Korb zu bekommen, das alles bewegt ihn zur Nachgiebigkeit. Er gab das geforderte Versprechen. —

Ehe sie Zeit hatten, das Gespräch auf andere Bahnen zu lenken, erschallten weithin die Klänge der Mittagsglocke. Von allen Seiten eilten die Gäste zur Festtafel. Dem Pastor

wurde der Ehrenplatz an derselben eingeräumt. Auf seinen Wunsch saßen neben ihm auf der einen Seite Klaus Gußner und seine Frau mit ihrem Sohne, auf der andern Vorsteher Klare mit seiner Frau und ältesten Tochter. Das Tischgebet wurde gesprochen und bald ließen sich's alle wohl schmecken. Nach beendigter Mahlzeit machte der Pastor, wie es verabredet war, die fröhliche Anzeige der geplanten Verlobung und stellte dann die nöthigen Fragen, auf daß alles ehrlich und ordentlich zugehe und auf Zeugen Mund bestehe. Erst frug er Fritz Gußner, ob er gesinnt sei, Marie Klare das Versprechen der Ehe zu geben, was Fritz natürlich mit Freuden bejahte und wozu Fritzens Eltern ihre Beistimmung gaben. Dann wandte sich der Pastor an Marie, um auch sie zu fragen. Aber die Antwort, die sie gab, beschwor einen Sturm herauf, wie sie ihn nicht vermuthet hatte. „Ja, Herr Pastor,“ antwortete sie auf die ihr gestellte Frage, „aber unter der Bedingung, daß sich der Fritz ein Jahr nicht betrinkt.“ Während sich in den Mienen der Eltern Mariens und des Pastors, außerdem aber in dem Ausdruck nur weniger unter den Gästen, ebenso sehr Befriedigung als Verwunderung über diese offene Sprache spiegelte, wollte Klaus Gußner ganz entrüstet auffahren. Das war der Ehre der Familie zu nahe getreten. Voll Zorn blickte er Klares an und einzelne der Gäste sahen drein, als hielten sie ihn dazu für völlig berechtigt. Gußners Schwager, Karl Blenk, hörte man sogar deutlich flüstern: „Klaus, laßt euch

das von dem Pack nicht gefallen,“ und Albert Schenke raunte dem Klaus ähnliches zu. Sie hatten schon längst gegen Vorsteher Klare nicht minder als gegen den Pastor einen heftigen Groll, über dessen Ursache wir später mehr hören werden. Doch als Klaus, der nicht erst des Hetzens bedurfte, eben losbrechen wollte, kam ihm sein Sohn Fritz zuvor. Zornig und beschämt, und doch unwillig vor allen den Gästen, die Verlobung aufzuheben, als Trinker zu gelten und das Gespräch des ganzen Dorfes zu werden, sprach er: „Marie, was brauchst du das hier noch einmal vorzubringen? Habe ich dir denn das nicht schon vorhin versprochen?“ „Ach ja,“ gab sie darauf zur Antwort, „und ich glaub's ja gerne, aber der Herr Pastor hat doch immer gesagt, daß nach der Schrift alles bestehen soll auf zweier oder dreier Zeugen Mund.“ Mit zartfühlendem Takte nahm da der Pastor, an dieses Wort anknüpfend, Anlaß, die Betheiligten zu beruhigen, und es gelang ihm auch, obwohl mit viel Mühe und erst nach einiger Zeit. Endlich reichten sich, nachdem auch die Klares ihre Einwilligung gegeben, Fritz und Marie die Hände und mit einem herzlichen Gebet schloß der Prediger die Feier.

So kam also schließlich die Verlobung doch zu Stande. Freilich war sie eine bedingte und es nahm einige Zeit bis wieder Fröhlichkeit unter den Gästen einkehrte. Die Gußner'sche und die Klare'sche Familie aber waren einander nicht näher gebracht und im Herzen Fritzens und seiner

Eltern stritten sich Haß gegen Klares und gegen den Pastor, dem sie an der ganzen Sache Schuld gaben, und Unzufriedenheit mit Marie. Fritz faßte den Entschluß, sich bei erster darbietender Gelegenheit an dem Pastor zu rächen, Marie aber zu zeigen, wer Herr sei, wenn er sie erst heimgeführt habe. Soviel gelang ihm übrigens noch, zu erreichen, daß die Probezeit nicht zu lange währen sollte. Schon im Januar, an Fritzens Geburtstag, also in kaum vier Monaten, sollte die Hochzeit sein, wenn sich Fritz bis dahin ordentlich halte. Mit dieser Abmachung schied man Abends in Frieden.

Vorsteher Klare hatte sich bewegen lassen, länger zu bleiben, als er vorgehabt hatte. Zwar hatte seine Frau einer schwer kranken Freundin das Versprechen gegeben, sie heute noch zu besuchen, aber dazu fand sich Rath. Herr Pastor Treu, welcher die Gemeinde, die noch kein eigenes Pfarrhaus besaß, als Filial bediente, mußte noch Nachmittags gleich nach der Verlobung wegfahren, denn er hatte Abends daheim zu predigen und wollte vorher noch eben jene Kranke besuchen. Da bat denn Hermann Klare, der Gußners durch eine Weigerung, ihrem Drängen zu längerem Verweilen nachzugeben, zu beleidigen fürchtete, den Pastor, seine Frau mit sich fahren zu lassen, er wolle sie dann auf dem Heimwege bei Frau Maier, so hieß die Kranke, abholen.

2. Maiers.

Das Gütchen, auf dem Wittwe Maier wohnte, lag etwas abseits von der belebteren Landstraße in einer dem Walde noch nicht lange abgerungenen Klärung. In deren Mitte stand ein Haus, das freilich, ganz abgesehen davon, daß es nicht der Bewohner Eigenthum war, mit dem Hause des reichen Lehmann oder mit dem des Blenk keinen Vergleich aushalten konnte. Das Haus war ein kleines Blockhaus, nicht besser als diejenigen, mit welchen sich gewöhnlich Settler in noch nicht oder noch nicht lange besiedelten Gegenden behelfen müssen. Die Blöcke waren nicht behauen und das Dach mit handgefertigten Schindeln gedeckt. Eine kleine mit Brettern gedeckte Blockscheuer stand nicht weit vom Hause. Uebrigens machte das Ganze einen zwar ärmlichen aber durchaus nicht unangenehmen Eindruck, denn man konnte auf den ersten Blick merken, daß hier Ordnung herrsche. Die Riegelfenzen um Haus, Hof und Land waren hoch und in gutem Zustande. Auf dem Hofe lagen keine Farmgeräthe umher. Auf den Feldern waren wohl noch viele Baumstumpen aber nirgends Gestrüpp und Unkraut zu sehen. Da wenig Schnee gefallen und der Winter soweit ein offener gewesen war, so konnte man das alles sehen und bemerkte auch hinter dem Hause ein mit Weizen bestandenes Stück Land, dessen saftiges Grün lieblich gegen die eintönige Oede des nahen entlaubten Waldes abstach. Dadurch wurde man an die

Zeit erinnert, wo mit der Rückkehr des Frühjahrs das ganze Landschaftsbild ein freundlicheres Ansehen anzunehmen pflegte.

Hier wohnte die Wittwe Maier, eine zwar noch nicht alte, aber schon durch manches Kreuz bewährte christliche Frau. Sie und ihr seliger Mann waren nicht, wie es bei den meisten Einwanderern der Fall ist, nur darum aus der alten Heimath gezogen, um hier irdischen Wohlstand zu finden, sondern vornämlich darum, weil sie in deutschen Kirchenblättern viel davon gelesen hatten, wie hier jeder ungehindert seines Glaubens leben könne und wie herrlich Gott in diesen letzten betrübten Zeiten sein rechtgläubiges Zion im fernen Abendlande baut. Sie waren in Deutschland Glieder der kleinen bedrängten sächsischen Freikirche gewesen, allerlei Plackereien unterworfen worden, und benützten darum in Gottes Namen fröhlich die Gelegenheit zur Auswanderung, als ihnen Jost schrieb und anbot, ihnen die Mittel zur Reise vorzustrecken. Was sie gesucht, das fanden sie auch. Es ward die Verheißung an ihnen erfüllt: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit so wirch euch solches alles zufallen.“

Es war ein gesegnetes Familienleben, das Maiers führten. Die ersten Jahre arbeitete Maier für den Onkel, der ihn und die Seinigen hatte herüberkommen lassen. Später machte dieser mit ihm den Contract, daß Maier auf ein dem Onkel gehöriges Stück Land in den Busch ziehen und dasselbe klären solle, wogegen jener

ihm die Nutznießung der von ihm dem Walde abzugewinnenden Farm zusicherte. Da das Land in der Gegend zum größten Theile schon besiedelt und theuer war, so bot der Vertrag eine gute Gelegenheit sich etwas zu ersparen und dann zu etwas eignem zu kommen. Sie fühlten sich bei aller schweren Arbeit glücklich, zumal sie sich nicht nur gleich nach ihrer Ankunft im Lande der Gemeinde angeschlossen hatten, sondern auch an dem Leben derselben den regsten Antheil nahmen, so daß sie der Achtung und Liebe aller Glaubensbrüder genossen. Wie ganz anders als leider bei so vielen unserer lieben Landsleute, die sehr oft kein kirchliches Zeugniß aus der alten Heimath mit herüber bringen, und hier Jahre lang warten, ehe sie sich einer christlichen Gemeinde gliedlich anschließen.

Doch der Mensch denkt und Gott lenkt, wie das Sprüchwort sagt. Es kam über Maiers Haus unerwartet ein Schlag nach dem andern. Es starben ihnen in einer Woche drei Kinder an der Halsbräune. Ihr Eltern, die ihr schon ängstliche Nächte am Bette eurer lieben Kleinen zugebracht habt, ihnen so gern geholfen oder doch Erleichterung gewährt hättet, wenn sie euch flehentlich anblickten, aber nichts thun konntet als seufzen und ihnen endlich die Augen zudrücken, ihr könnt euch den Schmerz der Elternherzen und sonderlich der Mutter vorstellen, obwohl Gottlob die Gatten nicht nur wußten sondern auch herzlich glaubten, daß das, was ihnen Verlust, ihren Kindern eitel Gewinn war. Sie

standen ja noch in der Gnade der heiligen Taufe als sie starben, und es war ihnen darum ohne Zweifel das Loos gefallen aufs Liebliche, ihnen war ein schön Erbtheil worden.

Ein noch härterer Schlag brach bald über die Mutter herein. Ihr Mann starb nach kurzer Krankheit, als er eben wiederum einmal seinen Leibvers gebetet hatte:

Breit aus die Flügel beide
O Jesu meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein.
Will Satan mich verschlingen,
So laß die Englein singen:
Dies Kind soll unverletzet sein.

Da faltete er still die Hände und schlief zum ewigen Leben ein. Frau Maier stand nun mit ihren noch übrigen zwei Kindern, einem Sohne, Hermann, und einer Tochter, Clara, allein da. Clara war das jüngere Kind und ging gerade zum Confirmandenunterricht als der Vater vor nun etwa fünf Jahren starb. Es war ein großer Trost für die Wittwe, daß beide Kinder gesund an Leib und Seele aufwuchsen. Von früh auf hatten sie daheim und in der christlichen Gemeindeschule Gottes Wort nicht nur gelernt, sondern es war auch durch Gottes Gnade in ihren Herzen lebendig geworden. Sie waren allerwege der Mutter Stütze und halfen ihr auch alle Arbeit auf der Farm thun, auf welcher sie der alte Jost gerne wohnen ließ. So war es denn fünf oder sechs Jahre lang bis jetzt gegangen, da ward

Wittwe Maier krank, und zwar, wie der Arzt erklärte, schwer krank. Sie hatte sich durch Ueberarbeitung und Erkältung ein Leiden zugezogen, das sie um so härter anfaßte, als sie in der letzten Zeit von einem andern neuen Kummer bedrückt war.

Es liegt, wie es scheint, in der Natur der Sache, daß oft gerade die treusten Christenseelen schlechte Menschenkenner sind. Sie glauben so gerne nach der Liebe nur das Beste vom Nächsten, lassen sich darum öfter täuschen als die immer argwöhnischen Kinder dieser Welt. So war es denn auch Maiers mit Albert Schenke gegangen. Wie ehrlich hatte er sich zu stellen gewußt! Wie treu gläubig schien er! Wie hatten sich Clara und die Mutter und Hermann gefreut, als er um die Hand der ersteren anhielt und sich dann wirklich mit ihr verlobte. Und doch hatten sie erfahren müssen, daß er ein wankelmüthiger, leichtfertiger Geselle war. Kaum wurde er mit des reichen Lehmann's Emma bekannt, da kam er seltener und seltener. Das weltliche Wesen im Lehmann'schen Hause sagte ihm besser zu als der christliche Ernst der bei Maiers herrschte. Das Vermögen, das er mit Emma zu erlangen hoffte, reizte seine Habsucht. Er brach endlich das Verhältniß mit Clara ganz ab, ohne sich nur die Mühe zu nehmen, einen Vorwand anzugeben. „Sei nur getrost," hatte da die Mutter zu Clara gesagt, „du weißt ja, daß uns nichts kann geschehen, als was Gott hat versehen und was uns heilsam ist. Dein himmlischer Vater muß dich

sehr lieb haben, daß er dir in der Jugend schon Kreuz schickt.“ Die gute Mutter! Wie sie selbst angegriffen war, wollte sie sich nicht anmerken lassen. Clara sah das wohl, aber sie hatte die Mutter so lieb, daß sie sich um ihretwillen beruhigter stellte als ihr zu Muthe war. Sie verwies noch dem Bruder seine Heftigkeit, der über Schenkes schändliches Verhalten erzürnt, schier des Wortes vergessen hätte: „Rächet euch selbst nicht, meine Liebsten!“ Da ward auch Hermann zufrieden und sagte nichts mehr, denn seine Schwester war sein Augapfel, er wollte sie nicht beleidigen. Er erkannte aber auch, daß sie nach Gottes heiligem Worte recht habe. So diente denn das Kreuz nur dazu, daß die Glieder der kleinen Familie ihr Wohl und Wehe im Glauben um so herzlicher dem treuen Gott befahlen und sich um so mehr in inniger Liebe an einander schlossen. O selige Frucht des wahren Glaubens!

Als die Mutter krank wurde, war Clara gerade bei Onkel Jost. Dieser war nämlich schon längere Zeit leidend und hatte endlich um Aushilfe im Hause bitten müssen. Da war es denn Maiers lieb, daß sie Gelegenheit fanden, ihre Dankbarkeit zu beweisen und sie brachten ihre Zeit abwechselnd in dem Hause des alten, kränklichen kinderlosen Wittwers zu. Clara besorgte fü ihn, da er gerade sonst niemand hatte, die gewöhnlichen Arbeiten des Hauswesens, die Mutter aber kam oft hinüber und erwies ihm allerlei Liebesdienste, die niemand mit zarterer Rücksicht zu leisten vermocht hätte. Sie hatte sich wahr-

scheinlich dabei irgendwie verdorben, vielleicht auf dem weiten Wege, den sie manchmal mehreremale des Tages zurücklegte, erkältet. Kaum fing Onkel Jost an, sich wieder etwas zu erholen, so mußte sich Mutter Maier legen. Gerade an dem Sonntag, als sich Gußner's Fritz verlobte, mußte Clara heimgeholt werden.

3. Ein Krankenbesuch.

Kaum war Clara eine Stunde daheim bei der kranken Mutter, da fuhr der Pastor mit Frau Klare vor. Man hatte ihm gleich von der Erkrankung Kunde gethan. Manche Gemeindeglieder warten in solchen Fällen bis einem Kranken schon der Tod auf der Zunge sitzt, als ob sie fürchteten, der Kranke müsse gewiß sterben, wenn man den Seelsorger hole. Wird der Kranke wieder besser, dann staunt man sich, daß der Pastor ihn niemals besucht habe, obwohl er von der Erkrankung oder von der Gefährlichkeit derselben vielleicht keine Ahnung hatte. Kann aber der Pastor, wenn er erst in der letzten Noth gerufen wurde, dem Sterbenden nicht mehr das heilige Abendmahl reichen, weil derselbe nicht mehr ganz bei Sinnen und darum unfähig ist, sich den geistlichen Segen desselben anzueignen, so fühlen sich oft die Angehörigen verletzt, wenn sie nicht gar böse werden.

Maiers hielten's anders. Sie hatten nicht nur im Jacobusbrief gelesen: „Ist jemand krank, so rufe er zu sich die Aeltesten der Gemeinde und

lasse sie über sich beten,“ sondern sie hatten schon so oft in mancherlei Kreuz erfahren, wie ihr lieber Seelsorger immer Worte des Trostes hatte und wie er mit ihnen ihre Noth so eindringlich dem treuen Gott vorzutragen verstand, daß sie es ihm in der Regel gleich wissen ließen, wenn schwere Krankheit bei ihnen einkehrte und der Arzt geholt werden mußte. Als Pastor Treu ins Haus trat, da merkte man gleich, daß ein willkommener Bote dasselbe betreten habe. So soll es ja sein. Es ist auch in christlichen Häusern wirklich immer so, wenn der Pastor einkehrt, denn gläubige Gemeindeglieder halten ihn für den ihnen durch den Dienst der Gemeinde von Gott selbst gesandten lieben Freund und Berather auf dem Wege zur Seligkeit. Nicht als ob Clara Maier über den Besuch erschrocken wäre oder besondere Umstände gemacht hätte. Ach nein. Zum ersteren hatte sie keine Ursache und zu letzterem fehlte die Zeit. Aber wie man dem Pastor die Hand drückte, wie ihn die erwachsenen Geschwister aus verweinten Augen zutraulich und wie Worte des Trostes erwartend ansahen, wie es über das Angesicht der Kranken wie ein milder Sonnenstrahl zuckte, als sie ihm die Hand reichte, das alles zeigte eine Herzlichkeit des Verhältnisses zwischen dem Pastor und seinen Beichtkindern, die sowohl dem einen wie den andern zur Ehre gereichte. Er war gerne gekommen zu trösten, und sie waren eine der Familien, die wußten, was sie an einem treuen Pastor hatten.

Die zwei Räumlichkeiten, in welche das Haus

getheilt war, waren sehr einfach ausgestattet, aber nicht nur bis in die Ecken sauber gehalten, sondern auch durch allerlei aus billigen Stoffen gefertigte Handarbeiten so geschmackvoll ausgeziert, als man es nicht vermuthet hätte, wenn man das kleine Blockhäuschen von außen ansah. Hermann hatte die Wände getüncht und der Fußboden der Küche, die zugleich als Wohnzimmer diente, war blank gescheuert, den Boden des kleinen Schlafzimmers aber deckte ein selbstgemachter Teppich, und das Bett, in dem die Kranke ruhte, war ein Muster sauberer Sorgfalt. Alles war so in Ordnung, daß Frau Klare, die nicht wußte, daß Clara schon heimgekommen war, nichts zu thun fand als dieser zu helfen, die der Kranken verordneten Ueberschläge zu machen. Bald beschäftigte den Pastor die Ausrichtung seines Liebesamtes an der Kranken. Er kannte ja wohl ihren und ihrer Kinder stillen Wandel in der Furcht des Herrn und konnte darum, nachdem er sein Beileid ausgesprochen und nur mit wenigen Worten darauf hingewiesen, wie auch Christen durch Krankheiten an Sünde und Tod erinnert werden, sofort zu seinem liebsten Amt schreiten und trösten mit vielen herrlichen Sprüchen der heiligen Schrift, die den gläubigen Kindern Gottes zur Erquickung gegeben sind. Dann betete er mit der Familie. Wie fühlten sich die Mutter und Clara und Hermann gestärkt durch die vielen süßen Verheißungen, die der Pastor in ihrem Namen dem treuen Gott vorhielt, so daß sie alle der Erhörung gewiß aufstanden.

Er stellte zwar, wie es sein soll, alles Gottes Willen anheim, von dem sie nichts erzwingen wollten, bat aber auch um leibliche Genesung für die Mutter, wenn das Sein gnädiger Wille sei. Ehe er ging, sprach er auch noch allein mit Wittwe Maier, die zwar sehr schwach war aber genügend Kraft sammelte, um wenigstens einige Worte zu sprechen, welche den Glauben und der Hoffnung Ausdruck gaben, die in ihr wohnten. Sie that das in einer Weise, daß sich selbst der Pastor durch die Erfahrung der Kraft des Evangeliums im Glauben gestärkt fühlte und sich seines seligen Amtes freute. Nur eines drückte sie etwas, nämlich das Wohl ihrer Kinder. Sie wußte ja, daß diese durch Gottes Hilfe im Irdischen in der Welt durchkommen würden, aber der Pastor mußte ihr doch versprechen, ihnen allezeit ein treuer Berather in allen Dingen sein zu wollen, wenn der Herr sie wegnähme; welches Versprechen er von Herzen gern gab.

Nach einer Weile mußte sich der Pastor auf den weiten Heimweg machen, wenn er noch zur rechten Zeit zur Predigt daheim eintreffen wollte. Er fuhr unter den Segenswünschen der Familie mit dem Versprechen ab, bald wieder zu kommen. Hermann hatte, ohne daß es der Pastor wußte, dessen Pferd ausgespannt und in die Scheuer gebracht, es stand aber bereits wieder angespannt vor der Thüre.

Unwillkürlich kam dem Pastor unterwegs der Gedanke, wie schwer doch Albert Schenke gegen Gottes heiligen Willen gesündiget und sein eige=

nes Glück mit Füßen getreten habe, daß er die Verbindung mit einer solchen Familie abgebrochen hatte. Nur mit Trauern gedachte er des Leichtsinnes, der, wie er wohl wußte, in Lehmann's Hause herrschte; mußte aber doch Gottes Gnadenwege preisen, der Schenkes Sünde ohne Zweifel zum Besten eines Mädchens zugelassen hatte, das durch die Verbindung mit ihm nur unglücklich geworden wäre. Es war gerade Zeit zur Kirche zu gehen, als der Pastor heimkam. Er war zwar naß und hungrig geworden, aber es war keine Zeit zur Erholung. So ging er denn, und zwar so fröhlich als ob das nicht anders sein könne, wie er war zur Kirche, um den Abendgottesdienst zu halten. Seine Leute merkten nichts davon, was er heute schon alles gethan, und mag mancher da gewesen sein der, wie es denn in jeder Gemeinde solche Leute gibt, bei sich dachte: Ja, der Pastor hat's gut; der hat nichts zu thun als am Sonntag ein oder zwei Stündchen zu predigen.

4. Eine Hochzeit.

Wirklich verheirathete sich Fritz Gußner im folgenden Januar. Aber nur wenige wußten um die Sache. Aufgeboten wurde Fritz nicht, obwohl dies sonst auf Beschluß der Gemeinde bei allen Gliedern derselben, die in den heiligen Ehestand treten wollten, an den drei der Trauung vorhergehenden Sonntagen im öffentlichen Gottesdienst zu geschehen pflegte.

Das ist, wie ich nebenbei bemerken will, eine treffliche Ordnung, denn nicht nur wird dadurch jedem, der gegen eine Verbindung etwas Gegründetes einzuwenden hat, Gelegenheit gegeben, das zu rechter Zeit, ehe eine gottwidrige Verbindung eingegangen wird, zu thun, sondern es genießen auch die Brautleute der herzlichen Fürbitte aller gläubigen Brüder und Schwestern in der Gemeinde um Segen zu ihrem Vorhaben. Solch eine Fürbitte halten Christen wahrlich nicht für gering. Fritz ließ sich, wie gesagt, nicht aufbieten, und was die Leser noch mehr wundern wird, Pastor Treu, sein Seelsorger, ward nicht geladen, die Trauung zu halten, ja dieselbe wurde überhaupt nicht im Dorfe, sondern in der nahen Stadt und zwar in der Office eines Friedensrichters gehalten.

Erstaunt fragt der Leser, wie denn das möglich gewesen sei, ob denn die beiderseitigen Eltern solches zugaben und Marie sich dazu willig finden ließ. Der Leser wird sich noch mehr erstaunen, wenn er hört, daß Fritzens Eltern von seiner Trauung nichts wußten. Aber Marie und deren Eltern? Die wußten ebenso wenig davon. Ein anderes Mädchen war die Braut. Die Verlobung Fritzens und Mariens war schon vor Advent wieder aufgehoben worden. Das ging so zu. Mit Betrübniß hatten Klares wahrnehmen müssen, daß Fritz, statt ehrlich sein Versprechen zu halten, je länger je mehr ein unordentliches Leben führte. Erst kam er einigemale nicht gerade betrunken aber doch nicht christlich nüchtern in

Klares Haus. Als ihn Mariens Eltern wiederholt zu Rede stellten, wurde er grob. Vergeblich sprach ihm Marie selbst zu Herzen und stellte ihm seine Sünde vor, sie mußte merken, daß er's je länger je toller trieb. Seine eigenen Eltern führten bittere Klagen über ihn; in der ganzen Gegend kam er in den leider nur zu wohl verdienten Ruf eines rohen trunk- und händelsüchtigen Burschen. Zur Kirche kam er nur noch selten und auch Marie besuchte er nicht mehr so oft als früher. Kam er aber, dann gab er sich, je länger je weniger Mühe, seine wahren Gesinnungen zu verbergen.

So war er eines Tages wieder zu Klares gekommen. Er war in der Stadt gewesen und hatte seit letzten Abend gespielt und getrunken. Da wollte er Marie durchaus mit sich zum Tanze führen, obwohl sie ihm oft genug gesagt, daß sie nie weltliche Tänze besuche. Als sie ihn daran erinnerte und freundlich Vorhalt that, da schalt er sie eine heuchlerische Betschwester, schimpfte über Kirche und Pastor und brachte es so weit, daß Marie ihm endlich mit schwerem aber festen Herzen, aber in einem Tone, der ihm wohl zeigte, daß sie nichts in ihrem Entschluß wankend machen werde, erklärte, daß sie sich nicht mehr als seine Braut erkenne. „Nicht ich habe," sprach sie, „sondern du hast das Verlöbniß gebrochen, da du dein Versprechen, dich nicht mehr zu betrinken, nicht gehalten hast." Da ward er wie wüthend, wollte mit ihren Eltern anbinden und diese mußten ihm das Haus weisen. Mit geballten Fäu-

sten drohend, verließ er voll Zorn das Haus, indem er wieder und wieder den Frömmlern fluchte, die heiliger sein wollten als andere Leute, und ihnen sammt dem Pastor, der gewißlich dahinter stecke, bittere Rache schwur. Er lief beinahe Wilhelm Blenk, dem ältesten Sohne seines Onkels, in die Hände, der eben mit noch einem andern Burschen auf dem Wege zur Stadt war. Das waren rechte Tröster nach seinem Sinn. Er hielt vor ihnen nicht hinter dem Berge, was ihn ärgere, und sie halfen ihm weidlich schelten über die scheinheiligen Mucker und dann zogen sie dahin und machten sich, was sie eine fröhliche Nacht nannten. Daheim aber und bei allen Bekannten erzählte Fritz folgenden Tags, er wolle mit der elenden Betschwester nichts mehr zu thun haben, die ihn schlecht gemacht habe, rühmte sich aber auch fleißig, er werde schon beweisen, daß er genug Mädchen finden könne, sei es nicht die eine so sei es die andere, und an seinem Geburtstag im Januar werde er doch Hochzeit halten.

Und er machte auch wirklich an diesem Tage Hochzeit. Zwar die ordentlichen Mädchen christlicher Familien in der Gegend wollten jetzt, nachdem die Verbindung mit Marie Klare abgebrochen war, noch weniger als vorher von ihm wissen; vergeblich bewarben sich auch seine Eltern für ihn, die Klares zeigen wollten, daß andere um das Glück froh wären, das sie von der Hand gewiesen. Fritzens wildes Leben war ja öffentliches Gespräch. So war die Festzeit herangekommen. Da machte Fritz die Bekanntschaft

einer Französin. Sie war eines Tages in der Gegend erschienen, um Arbeit zu suchen. Niemand kannte sie, niemand wußte woher sie war; da aber Hausmädchen nicht leicht zu finden sind, so fand sie in einer amerikanischen Familie Unterkommen. Dort blieb Jeanette nicht lange, da ihr Benehmen zu frei, ja frech erschien, sie auch Abends ohne Erlaubniß ausging und erst spät Nachts heimkehrte; sie hatte aber inzwischen verschiedene Bekanntschaften angeknüpft, war bald da bald dort zu Besuch und lebte, man wußte nicht wie. So viel ist gewiß, daß es ihr nie an jungen Herren fehlte, die sie zum Tanz führten. Beim Tanz hatte sie auch Fritz Gußner kennen gelernt und Gefallen an ihr gefunden. Sie vermochte zwar nicht deutsch zu sprechen, aber was kümmerte sich darum Fritz, der sich selbst nur unwillig in seiner deutschen Muttersprache ausdrückte, und dann nur, wenn er zu Hause war und mit seiner Mutter sprach, welche trotz ihres langen Aufenthaltes in der neuen Heimath doch fest am Deutschen hielt und nur wenig Englisch verstand. Auch Jeanette konnte Englisch nur radebrechen, denn sie hielt sich zu kurze Zeit im Lande auf, um sich schon die Sprache desselben angeeignet zu haben, obwohl sie eine schnelle Auffassungsgabe hatte.

Fritz erschien merkwürdigerweise gerade die drollige Weise anziehend, wie sich das überaus lebhafte französische Mädchen halb französisch, halb englisch mit französischem Accente ausdrückte. Ihr Benehmen wollte zwar zuerst selbst

Fritz zu frei vorkommen, aber je mehr sie sich an ihn anschloß und andere Herren gegen ihn zurückzusetzen schien, je weniger nahm er daran Anstoß und sah in den Freiheiten, welche sie ihm zuließ, nur liebende Hingebung. Ein Vergnügen nach dem andern wurde mit ihr genossen, wobei er sie natürlich frei hielt, und bald gingen Gerüchte um, welche endlich selbst seine Eltern, als sie ihnen zu Ohren kamen, bewegten, Fritz Vorstellungen zu machen. Diese fruchteten ebenso wenig als eine Vermahnung von Seiten seines lieben Seelsorgers, Pastor Treu, der als ein treuer Diener Gottes Fritz ebenso freundlich als ernst Vorhalt that. Dieser war leider schon so tief gesunken, daß er alle Vorstellungen schnöde abwies und meinte, er sei in einem freien Lande und könne thun, was er wolle; das gehe niemand etwas an, er sei volljährig; der Pastor solle sein Evangelium predigen und ihn und andere Leute in Ruhe lassen. Da konnte der Pastor nichts thun als ihm solche Sprüche des Wortes Gottes vorhalten, wie: „Ein Auge, das den Vater verspottet und verachtet der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bach aushacken und die jungen Adler fressen.“ Da wurde aber Fritz wild! Pastor Treu blieb nichts übrig, als zu gehen und daheim in der Stille seines Kämmerleins den Herrn zu bitten, daß er doch dem armen jungen Menschen zu rechtschaffener Buße helfe.

Fritz hatte ohne Zweifel in den ersten Wochen seiner flüchtigen Bekanntschaft mit Jeanette nicht entfernt die Absicht, daß aus derselben je mehr

werden sollte; als aber eine Parthie nach der andern, die seine Eltern für ihn geplant hatten, zu Wasser wurde und sein Geburtstag immer näher heranrückte, da faßte der Gedanke je länger je mehr in seinem Herzen Wurzel, lieber als diesen vorübergehen lassen ohne sich zu verheirathen und sich dadurch, wie er meinte, dem Spotte derer auszusetzen, welchen gegenüber er sich gebrüstet hatte, daß er trotz Klares am 14. Januar Hochzeit haben werde, wolle er Jeanette zum Weibe nehmen. Ob das seinen Eltern recht sei, darnach frug er nicht. Er hatte das vierte Gebot nie geachtet und — war er denn nicht sein eigener Herr? Ebenso wenig dachte er darüber nach, ob solch eine Verbindung sonst Gott wohlgefällig sei und Segen auf ihr ruhen könne. Wußte er doch nicht einmal, wer und woher Jeanette war, ob und was für einen Glauben sie habe, frug sie auch nicht darum. Ihr blieb Fritzens Gesinnung nicht verborgen und, froh der unverhofften Gelegenheit, eine Versorgung zu finden, wußte sie schließlich Fritz auch zu einem Entschlusse zu bringen. Nach einem in einem Gasthause des Städtchens lustig verbrachten Tag, ließen sie sich daselbst trauen. Wilhelm Blenk und Hans Grote waren Zeugen, und nach der Trauung ging's im Jubel zurück in's Hotel, wo Hochzeitsschmaus und Hochzeitstanz gehalten wurde. Das war am 14. Januar.

Klaus Gußner und seine Frau hatten sich in letzter Zeit daran gewöhnt, daß Fritz oft Nächte ausblieb, sie ahnten aber nicht, welcher Schrecken

ihrer diesmal bei seiner Rückkehr am folgenden Morgen harrte. Ehe noch der junge Blenk oder Grote ins Settlement kamen und die Neuigkeit heimbrachten, fuhr schon Fritz mit seiner Frau vor dem elterlichen Hause vor, um sie zu überraschen. Als er mit Jeanette zur Thüre eintrat, runzelte Klaus die Stirne; die Mutter aber, wie von einer Ahnung erfaßt, rief Fritz zu: „Was willst du mit der Französin da?“ „Warum,“ gab ihr Fritz zur Antwort, „soll ich nicht das Recht haben, meine Frau mitzubringen? Hab' ich's nicht gesagt, ich würde an meinem Geburtstag Hochzeit halten? Ich habe mein Wort gehalten und alle Leute sollen's wissen.“ Er bemerkte nicht gleich, daß seine Mutter die letzten Worte gar nicht mehr vernahm. Bei den Worten „meine Frau“ mußte sie sich an dem Schranke festhalten, an dem sie gerade stand und stierte ihn erschrocken an. Dann aber, während Fritz die letzten Worte sprach und sein Vater eben im Begriffe war, in unbändigem Zorn loszubrechen, war sie in einer Ohnmacht auf einen nahestehenden Stuhl niedergesunken.

Als Fritz, in dem trotz aller seiner Rohheit alles Gefühl für die, welche ihm das Leben gegeben, noch nicht ganz entschwunden war, das sah, eilte er hinzu, um zu helfen. Sein Vater war ihm zuvorgekommen und verhinderte ihn daran, indem er, einen durchbohrenden zornigen Blick auf ihn werfend, ihn mit kräftigem Arm auf die Seite schob und die Mutter zum Sopha trug. Die Französin, die sich bei ihrem Eintritt, ohne eine

Aufforderung dazu abzuwarten und unbekümmert um das, was vorging, sofort in einen Wiegenstuhl gesetzt und angefangen hatte, wie toll hin und her zu wiegen, verhielt nur mit Mühe das Lachen über den Schreck, den Fritzens Anzeige den Eltern verursachte. Sie verstand ja nichts von dem, was geredet wurde, wußte aber wohl, um was sich's handele. Obwohl sie ihr Taschentuch vor's Gesicht hielt und einen offenen Ausbruch der Fröhlichkeit über ihren Sieg unterdrückte, sah doch Fritz gar wohl, wie herzlos sie sich gebärdete. Da begannen die Schuppen ein wenig von seinen Augen zu weichen und er fing an zu erkennen, wen er gefreit. Es war aber zu spät. Fritz hatte wirklich an seinem Geburtstag Hochzeit gemacht und war trotz Klares ein Ehemann.

5. Eine Versöhnung.

Frau Gußner erholte sich bald wieder. Fritz hatte schnell Wasser herbeigebracht, das er dem Vater reichte und womit dieser, nachdem er die Fenster geöffnet und der Mutter Luft gemacht, ihr Stirn und Schläfen netzte. Es mußte wahrlich für die rüstige, durchaus nicht empfindsame Frau ein harter Schlag gewesen sein, der sie so angegriffen hatte, sie öffnete aber nicht nur nach wenigen Stunden wieder die Augen, sondern war auch bald im Stande, über das Vorgefallene zu reden.

Klaus, der sich dadurch aller weitern Rücksicht und Zurückhaltung entbunden glaubte, machte

nun seinem Zorne in einer Weise Luft, daß Fritz, aller Ehrfurcht baar, schon seiner Frau zum Gehen winkte und im Begriffe war, unter schrecklichen Flüchen das elterliche Haus zu verlassen. Jeanette aber war nicht dumm. Sie wußte gar wohl, woher Fritz allein bisher die Mittel zu seinem losen Leben geschöpft hatte und daß es, wenn er auf sich selbst angewiesen sei, mit ihrer Hoffnung auf ein sorgenfreies Auskommen ein Ende habe. Darum that sie, als habe sie Fritzens Wink gar nicht bemerkt, ja sie wußte bald der Sache eine ganz unerwartete Wendung zu geben. Sie brach in Thränen aus, eilte zu Fritzens Mutter, umarmte sie und sah ihr dabei so zerknirscht und doch wieder so schelmisch freundlich in die Augen, daß diese von dem Eindruck des Augenblicks erfaßt, nicht nur ihres Zornes vergaß und dem jungen Paare zum gerechten Erstaunen Klausens vergab, sondern auch, und das kam natürlich dem Klaus noch unerwarteter, anfing, Fritz und Jeanette dem Vater gegenüber sogar zu entschuldigen. Ob sie vielleicht in ihrem Herzen eine Ahnung hatte, daß sie nur zu ernten anfingen, was sie durch ihre Erziehung selbst gesät? Wer weiß. Klaus war nicht so leicht zu beschwichtigen. Er wollte ja erst Fritz und dessen Frau mit dem Hunde vom Hofe hetzen, und würde es vielleicht auch wirklich gethan haben, hätte nicht der Zwischenfall mit der Mutter Ohnmacht seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen und wäre nicht nachher das spöttische Gebahren Jeanettes während derselben von ihm unbemerkt ge-

blieben. Er wetterte, daß selbst Fritz erschrack, und sprach von Fluch und Enterbung. Jeanette ward wirklich beängstigt und schmiegte sich jetzt an die, der sie sich, ohne nach ihrer Einwilligung zu fragen, zur Tochter aufgedrängt hatte. Trotzdem gelang es endlich, obwohl erst nach einem harten Kampf, den vereinten Bitten der Mutter und des neuen Ehepaares oder vielmehr Fritzens, welcher, froh die Mutter zufrieden gestellt zu sehen, sich zu freundlicheren Worten gegen den Vater herunterließ, diesen zu bewegen, von der Ausführung seiner Drohungen abzustehen.

Fritz und Jeanette blieben im Hause, ob auch Klaus die ersten Tage kein Wort mit ihnen wechselte, sich auch wohl nicht sobald hätte davon abbringen lassen, wenn nicht Schwager Blenk dazwischen gekommen wäre. Dieser kam zu Besuch und sprach dabei nicht nur sein Bedauern mit dem Vorgefallenen, sondern auch sein Erstaunen aus, daß Klaus das neue Ehepaar im Hause dulde. Da regte sich bei Klaus der Geist des Widerspruchs. Er sagte dem Schwager, es gehe niemand etwas an, was er in seinem Hause thue, Jeanette sei für Fritz so gut als eine andere Frau. Es hätte nicht viel gefehlt, da wären die Schwäger als Feinde geschieden, zumal Klaus dem Schwager vorwarf, sein Sohn Wilhelm sei an der ganzen Sache Schuld, der habe Fritz mit Jeanette bekannt gemacht und sei auch Trauzeuge gewesen. Da lenkte Blenk, der sah, wie die Sachen standen, ein und meinte, es gehe ihn ja freilich nichts an, und sie blieben für diesmal

gute Freunde. Verwundert ging Blenk nach kurzem Besuch wieder heim.

Von diesem Besuche an aber fing Klaus an, wieder mit Fritz zu reden. Jeanette suchte sich ihm, sonderlich aber der Mutter, angenehm zu machen, obwohl sie und die letztere sich nur nothdürftig zu verständigen vermochten. Es schien bald alles besser zu gehen, zumal Fritz seiner Mutter nach vielen Vorstellungen von ihrer Seite, was der Pastor und die Gemeinde sagen würden und daß es gegen die Ehre sei, wenn man sich von den Leuten nachsagen lassen müsse, Gußners Fritz sei vom Glauben abgefallen, zuletzt sogar soweit nachgab, daß er versprach, es solle schon alles recht werden, Jeanette werde mit zur Kirche gehen und deutsch lernen, und könne sich seinetwegen auch confirmiren lassen. Was konnte man denn noch weiter verlangen? Die Eltern stimmten mit ihm überein und freuten sich noch, woraus zu sehen, daß sie so wenig als Fritz in rechtschaffener Buße standen. Fritz erkannte nicht in seinem Herzen, was er für eine schreckliche Sünde vor Gott und den Christen gethan habe, sich hinter dem Rücken seiner Eltern zu verehelichen, und diese hätten nimmermehr zugegeben, daß sie Fritz nicht recht erzogen hätten, obwohl sie ihm, solange er noch jünger war, immer selbst vorgesagt hatten, er müsse ihnen folgen bis er volljährig sei, dann könne er thun, was er wolle. Dasselbe hatte er auch von seinen Schulgenossen, ja selbst von den Lehrern in der Districtsschule von Jugend auf so oft gehört, daß er trotz dem,

was er im Confirmandenunterricht vernahm, dabei blieb, ja schon vor seiner Volljährigkeit nicht mehr gehorchen wollte. Daraus kann man sehen, was für einen Nutzen es hat, wenn man die Kinder nicht in die Gemeindeschule schickt, wo sie nur immer Katechismus und biblische Geschichten, aber nicht genug Englisch lernen. Bei der Gesinnung aber des alten und des jungen Paares im Gußner'schen Hause, ist es nicht zu wundern, daß auch nach geschehener äußerlicher Versöhnung und trotz scheinbarer Ruhe, doch keine wahre Einigkeit darin herrschte.

4. Eine Predigt.

Wirklich ließ sich Fritz von seiner Mutter bewegen, mit seiner Frau am folgenen Sonntag zur Kirche zu fahren. Es war der zweite Sonntag nach Epiphanias. Jeanette hatte erst nicht gewollt. Mit Heftigkeit hatte sie Fritz erinnert, wie er selbst über Pastor und Kirche denke. Wenigstens verstand Fritz gar wohl den Sinn ihrer Rede. Schließlich, als ihr ein neues Kleid versprochen war, willigte die junge Frau ein. So konnte denn Fritz öffentlich zeigen und allen Nachbarn und Freunden beweisen, daß er sein Wort gehalten und an seinem Geburtstag Hochzeit gemacht habe, er brauche sich nicht zu schämen und übrigens sei seine Frau auch nicht eine Heidin sondern eine Christin, wie ihr Kirchengehen unwidersprechlich bewies. Als sei nichts vorgefallen, woran eine christliche Gemein-

de Anstoß nehmen könne, ja mit einer Miene, als wolle er sagen: „Seht ihr, daß es noch Mädchen gibt, die froh sind, meine Frau zu werden," ging Fritz mit der aufgeputzten Jeanette ins Gotteshaus. Er setzte sich sofort auf der Männerseite nieder, denn die in der Gemeinde herrschende gute Sitte, vorher stehend ein Eingangsgebet zu verrichten, hatte er schon längst als altmodisch abgelegt. Doch pflegte er gewöhnlich, wie er's einigemale in englischen Kirchen bemerkt, nachdem er Platz genommen, eine Hand vor's Gesicht zu halten, warum wußte er selbst nicht. Jeanette wurde von einem der Herren Vorsteher auf der andern Seite, wo die Frauen und Mädchen saßen, ein Platz angewiesen, worüber sie sich nicht wenig wunderte, weil sie noch nie in ihrem Leben in einer evangelisch-lutherischen Kirche gewesen war und darum unsere guten Gebräuche nicht kannte. Die Sitte gefiel ihr durchaus nicht, denn sie hatte gehofft, daß sie Gelegenheit haben werde, während des Gottesdienstes, den sie ja doch nicht verstand, mit Fritz sich zu unterhalten.

Der Pastor predigte über das Evangelium des Tages, das bekanntlich von der Hochzeit zu Cana handelt und einem treuen Pastor eine willkommene Gelegenheit bietet, seine Gemeinde aus Gottes Wort über alle die Dinge zu belehren, die sich auf die Schließung und Führung des heiligen Ehestandes beziehen. Fritz, der sich natürlich vorher nichts darum gekümmert hatte, was für ein Sonntag und welches Evangelium für den-

selben geordnet sei, stieg schon bei der erstmaligen Verlesung des letzteren ein unangenehmes Gefühl auf, daß er gerade an diesem Sonntag habe zur Kirche kommen müssen; da er aber nicht mehr wußte, ob der Pastor im laufenden Kirchenjahre über die Evangelien oder über die Episteln predige, so tröstete er sich mit der Hoffnung, daß das letztere der Fall sei. Es wäre doch zu ärgerlich, wenn der Pastor gerade heute absichtlich vom Ehestande predigen würde!

Fritzens Hoffnung ward zu Schanden. Die Predigt hatte das Evangelium zum Texte. Fritz sollte sich vor Schluß derselben noch viel mehr ärgern; denn während Gottes Wort den einen ein Geruch des Lebens zum Leben ist, muß es ja solchen armen Menschen, wie den Fritz, aus eigner Schuld ein Geruch des Todes zum Tode werden. Er dachte in seinem bösen Herzen, der Pastor habe gesehen, daß er da sei und habe natürlich schon von seiner Verheirathung gehört, darum allein predige er heute vom Ehestande; worin sich aber Fritz gewaltig irrte. Er glaubte, weil er sich durch den Inhalt der Predigt getroffen fühlte, während des Verlaufes derselben immer gewisser zu werden, daß es der Pastor nur darauf abgesehen habe, ihn vor allen Leuten schlecht zu machen. Je weiter die Predigt fortschritt, je mehr verhärtete er sein Herz und ein grimmiger Haß gegen den Pastor setzte sich darin fest. Unruhig rutschte er auf seinem Sitze hin und her, so daß es nicht nur die Andacht der ihm zunächst Sitzenden störte, sondern auch die Auf-

merksamkeit einzelner anderer Zuhörer auf ihn zog. Gerade darin aber meinte hinwiederum der junge Eheherr ein Zeichen mehr zu sehen, daß die Predigt auf ihn gemünzt sei. Seine Fäuste ballten sich unter der Bank und er konnte sich kaum zurückhalten, laut in Schmähungen auszubrechen und mit Zorn vor Schluß der Predigt die Kirche zu verlassen. Endlich war die Predigt aus und Fritz winkte seiner Frau, die zwar selbstverständlich nichts von der Predigt verstanden, aber gar wohl ihres Mannes Unruhe wahrgenommen hatte und dadurch erregt worden war. Sie verließen immerhin in auffallender Weise noch vor dem Segen und Schlußlied, das Gotteshaus, was sonst nur ausnahmsweise in der Gemeinde vorkam. Fritz wollte das Herz zerspringen vor Haß und Rachgier. Wie, hatte nicht der Pastor gepredigt, daß derjenige Gottes Zorn auf sich lade der gegen den Willen seiner Eltern freie, wen konnte er da anders meinen als ihn; hatte der Pastor nicht behauptet, ein Christ sehe vor allem darauf, ob die Person, mit der er sich verbinden wolle, im Glauben mit ihm einig sei, wem anders konnte das gelten als ihm, wie konnte der Pastor ihm das Christenthum absprechen, wer hatte ihm wohl hinterbracht, daß Fritz nicht nach dem Glauben gefragt habe, als er Jeanette nahm? Hatte nicht auch der Pastor deutlich genug durchblicken lassen, daß gleich und gleich zusammengehöre und Ehen unter Personen verschiedener Nationen, Sprachen und Sitten nicht zu rathen seien. Auf wen anders konnte das

passen als auf ihn, da doch er allein eine Französin geheirathet? Kein Wunder, daß Fritz über den Pastor und über Klares böse war. Ja, auch über Klare, denn war der mit seiner Marie nicht eigentlich an allem Schuld und hatte der heuchlerische Mensch nicht mit befriedigten Mienen vornen auf der Vorsteherbank gesessen, als wollte er sagen: Ja, ja, das ist alles so, der Pastor hat ganz recht, das gehört dem Gußner?

Nachdem Fritz mit seiner Frau im Wagen Platz genommen, hieb er fluchend auf die Pferde ein und fort ging es im Galopp, doch kehrte sich Fritz noch während der Abfahrt gegen die Kirche um und schrie, mit geballter Faust in ihrer Richtung drohend: „Das will ich dir Pfaffe noch gedenken und dem Klare auch.“ Er schrie aber dabei so laut, daß es sogar Veit Mantel hören konnte, der unter der Kirchthüre stand. Unterwegs redete er eifrig mit seiner Frau, da aber diese ihn und er sie nur zum Theil und gewöhnlich dann am allerwenigsten verstund, wenn eines von ihnen lebhaft sprach, so machte es Fritz nur noch ärgerlicher.

Die andern Kirchgänger mußten sich durch die Predigt des lieben Pastor Treu nicht so arg angegriffen fühlen, denn die meisten gingen stille heim. Einige schienen ernst und nachdenklich zu sein, aber nur etwa dem jungen Albert Schenke konnte man Mißmuth vom Gesicht lesen. Albert Schenke aber hatte einem Mädchen ein Eheversprechen gegeben und dasselbe gebrochen, weshalb es nicht zu wundern war, daß er nicht verstehen

konnte oder wollte, solch ein Bruch eines Eheverlöbnisses solle, wie der Pastor gepredigt hatte, Sünde sein.

Vorsteher Klare und die Seinen hatten sich durch die Predigt sehr erbaut gefunden. Zwar fühlten sie sich durch dieselbe auch getroffen, sonderlich weil sie sich vorwarfen, Mariens Verlobung mit Gußners sei, obwohl eine Bedingung gemacht worden war, nicht bedachtsam genug geschehen. Sie hatten aber auch mancherlei Trost in der Predigt gefunden, und sonderlich wurde Marie durch dieselbe bewogen, um so herzlicher ihre Zukunft ganz und gar Gottes Willen anheimzustellen.

7. Ein Complot.

Als Fritz Gußner heim kam und sein Vater aus dem Hause in den Hof ging, um ihm die Pferde ausspannen zu helfen, nahm der letzere gleich wahr, daß etwas Besonderes geschehen sein müsse. Fritz war noch ganz erregt über die ihm, wie er fest meinte, angethane Schmach. Klaus frug ihn, was es gegeben habe, erhielt aber nur kurze Antworten, obwohl er aus Fritzens Scheltreden über den Pastor annähernd vermuthen konnte, was vorgefallen war. Erst nachdem die Pferde in den Stall gebracht waren und die beiden Männer in das Haus traten, kam es zu einem zusammenhängenden Bericht. Jeanette mühte sich eben schrecklich ab, ihrer Schwiegermutter soviel von dem zu erzählen, was geschehen war, als sie selbst aus ihres Mannes Re-

den gefaßt hatte. Das war freilich wenig genug. Als nun Frau Gußner ihren Sohn eintreten sah, bestürmte sie ihn mit Fragen und er bedurfte keiner dringenden Nöthigung, sich auszusprechen. Er erzählte, wie es der Pastor getrieben habe und wie Klares, die doch nur selbst Schuld seien, daß aus der Heirath mit Marie nichts geworden sei, so schadenfroh drein gesehen hätten und wie er, der Fritz, wohl vorgehabt hätte, sich an die Gemeinde zu halten, aber nun niemals mehr die Kirche betreten werde, solange solch ein Pastor da sei.

Das fiel auf fruchtbaren Boden. So entrüstet zuerst die Eltern, und mit Recht, über Fritzens Heirath gewesen, so wenig sie jetzt noch mit derselben zufrieden waren, so fühlten sie sich doch nun mit dem jungen Paare darin einig, daß dieser der ganzen Familie angethane öffentliche Schimpf nicht zu dulden sei, daß ihre Ehre fordere, dies dem Pastor einzustreichen. Das fiel Klaus und seiner Frau natürlich gar nicht ein, erst den Pastor selbst zu fragen, was er gepredigt habe, denn Fritz hatte ja alles angehört und er wäre doch nicht so erzürnt geworden, wenn ihm der Pastor nicht Anlaß dazu gegeben hätte. Daß Pastor Treu seine Predigten nicht aus dem Aermel schüttelte, sondern sorgfältig vorbereitete, ja sogar meistens wörtlich schrieb, dann meditirte und memorirte, das wollten Gußners nicht wissen. Wozu hatte er denn in Fort Wayne und St. Louis neun Jahre lang studirt? So wurde denn vor und unter und nach dem Mittagtisch

tüchtig drauf los raisonnirt. Nachmittags kamen Wilhelm Blenk und Albert Schenke zum Besuch. Der letztere hatte sich, wie schon erwähnt, durch die Predigt auch getroffen gefunden, und wie denn unter Gleichgesinnten eine Sympathie der Seelen herrscht, hatte er die richtige Ahnung, wo er seinen Beschwerden Luft machen und sicher sein könne, mit denselben Anklang zu finden. Er besuchte gleich nach Tisch Blenks, die nicht weit von ihm wohnten.

Blenk und seine Familie hatten, wie sie meinten, schon lange gerechte Ursache, dem Pastor nicht grün zu sein. Hatte nicht Pastor Treu den Wilhelm ein Jahr mit dem Confirmiren zurück gestellt? Es war zwar schon mehrere Jahre her, aber so etwas vergißt sich nicht so leicht. Wohl hatte Wilhelm damals das von der Gemeinde für die Confirmatian festgesetzte Alter noch nicht erreicht gehabt, aber hatte der Pastor nicht schon öfters, und sogar bei viel ärmeren Leuten, Ausnahmen gemacht? Wilhelm hatte allerdings nicht die Gemeindeschule besucht, er hatte auch im Unterricht öfters gefehlt, da man ihn auf der Farm brauchte, aber das war doch kein Grund. Daß der Pastor meinte, Fritz habe nicht fleißig gelernt und sich nicht gehorsam und ordentlich benommen, das war jedenfalls auch nur Partheilichkeit, zu der er sich, wahrscheinlich vom Vorsteher Klare, hatte aufhetzen lassen.

Hatten Blenks um dieser Zurücksetzung ihres Sohnes willen schon jahrelang Haß gegen den Pastor im Herzen getragen, waren diese ganzen

Jahre hindurch mit Haß zur Kirche und zum Abendmahl gegangen, so glaubten sie doch jetzt noch eine besondere Ursache zum Zorn gegen ihn zu haben. Carl Blenks Frau war nämlich die Schwester seines ersten Weibes, mit der er nicht lange im Ehestande gelebt hatte. Als sie starb und ein Kind hinterließ, da dachten die Freunde, es sei am besten wenn Carl ihre Schwester nehme, die werde auch für das Kind sorgen. So ließen sie sich denn noch in Deutschland vor der Auswanderung trauen. Und nun hatte gar der Pastor in seiner Predigt die Schwägerehen verworfen. Er hatte zwar nicht viel darüber gesagt, er hatte auch bemerkt, daß solche Ehen nicht zu trennen seien, wenn sie leider schon geschehen worden wären, aber das war genug um Blenks gehörig zu ärgern, ob sie sich's schon nicht öffentlich hatten anmerken lassen. Wie, waren sie nun nicht schon Jahrelang verheirathet und hatten Glück mit einander gehabt und einen Acker zum andern gekauft, sollte man in Deutschland nicht auch gewußt haben, was recht und unrecht sei, waren sie nicht von einem studirten Pastor getraut? Was brauchte man da, wie Pastor Treu gemeint hatte, erst noch aus Gottes Wort prüfen, ob solche Ehen recht seien.

Man sieht, Blenks konnten auch ein Verständniß für Schenkes Klagen haben. Wer konnte dem letzteren verdenken, daß er, ob er schon einige Jahre mit Maiers Clara gegangen war, diese sitzen ließ, da er doch Aussicht hatte, des reichen Lehmanns Emma zu bekommen. Was brauchte

der Pastor darum zu sticheln. Oder war das etwa nicht gestichelt, daß er gepredigt hatte, es sei Sünde, wenn man ein Verlöbniß breche? Wenn das Sünde wäre, warum hätte er Klares Marie den Kopf nicht zurechtgesetzt, als sie ihr Verlöbniß mit Fritz Gußner brach. Da hatte er nichts gesagt, und das solle gar noch damit entschuldigt sein, daß das Verlöbniß ein bedingtes gewesen sei. Nichts als Partheilichkeit war es.

Daß Wilhelm Blenk und Schenke noch an demselben Nachmittag zu Gußners gingen, das hatte, wie sich herausstellte, seinen besondern Grund. Sie luden ein, noch denselben Abend zu einer Besprechung zum Schwager hinüberzukommen. Welches der Zweck der Besprechung sein sollte, wurde nicht undeutlich zu verstehen gegeben und fand bei allen Anklang.

Wirklich besuchten Gußners Abends Blenks. Dort trafen sie schon Emma Lehmanns Eltern und Hans Grote, die auch den Pastor nicht leiden mochten, die ersteren weil er Johann Lehmann wegen Trunksucht zu Rede gestellt hatte und der letztere weil er ihm sonderlich seine Vergnügungssucht verwies. Was ging's dem Pastor an, ob einer auch kein Temperenzler war und sich sein Schnäpschen schmecken ließ oder sich einmal einen vergnügten Tag machte, wenn man's für sein eigen Geld zu thun vermochte. Das war doch einleuchtend, und es war gewiß nur eine Einbildung, daß der Pastor immer that, als sei er von Gott berufen, sich um alles zu kümmern, was die Gemeindeglieder Sündiges thäten. Ein Pastor

soll sein Evangelium predigen und damit basta. Alles andere geht ihn nichts an.

Auch Oscar Lichtenau war mit Lehmanns erschienen und hatte seine Frau mitgebracht. Dem war der Pastor zu herrisch. Derselbe meine, es solle immer nur sein Wille gelten, er habe zwar für seine Vorschläge immer eine Mehrheit in der Gemeinde und bringe sie durch, aber er verstehe eben, alles nach seinem Sinn zu leiten. Erst letzthin, erzählte Lichtenau gerade als Gußners ins Zimmer traten, sei ein Beschluß gefaßt worden, der ganz ungerecht sei, denn er, der Lichtenau, sei dagegen aufgetreten. Es handelte sich aber um die Kirche, die Lichtenau nicht neu angestrichen haben wollte, da man ohnedem zu viel zu zahlen habe, die aber nichts desto weniger doch angestrichen wurde. „Wurde denn aber das nicht von der Gemeinde beschlossen?“ fragte Lehmann. „Freilich,“ antwortete Lichtenau, „es kam auch in der Versammlung vor, obwohl aber der Pastor so schlau war, daß er gar nichts dazu sagte, so wurde es doch beschlossen, es ist jedoch ganz klar, wer die Schuld trägt.“ Davon aber sagte er nichts, daß er dem Pastor gram war, weil ihn dieser einmal wegen tyrannischer Behandlung seiner Familie ermahnen mußte.

Damit kam das Gespräch in Gang. Wir sehen, daß sich an jenem Abende viele verwandte Seelen bei Blenks zusammenfanden, obwohl wir der Gemeinde zu Ehren sagen müssen daß schwerlich ein Glied außer den hier Versammelten die Unzufriedenheit derselben theilte. Es möchte

vielleicht einer geneigt sein, den Gustav Bauer auszunehmen, dem man aber damit sehr Unrecht thun würde. Es war ihm freilich nicht recht, daß der Pastor öffentlich gegen andere Kirchen predigte und sonderlich die Lehre der Wiedertäufer strafte, denn seine Tante, von der er viel hielt, war eine Baptistin, aber sonst war er eine ehrliche Haut, hatte den Pastor lieb und würde, selbst wenn er etwas an ihm auszusetzen gehabt hätte, sich der Sünden gefürchtet haben, hinter seinem Rücken über ihn loszuziehen. Wahrscheinlich hatte man ihn gerade darum nicht eingeladen, obwohl er auch nahe bei Blenks wohnte. Die dort beisammen waren, fühlten sich bald, nachdem das Gespräch einmal im Zuge war, um so wohler, als Blenk ein Fäßchen Bier im Hause hatte, das er nun seinen Gästen spendirte, die es sich trefflich munden ließen.

Endlich war etwas gefunden, worinnen, was nicht leicht vorkam, alle, sogar Lichtenau und Lehmann, übereinstimmten. Je redseliger aber alle wurden, je mehr fanden sie aus, wie reiche Ursache sie aus den bereits angedeuteten verschiedenen guten Gründen hatten, mit dem Pastor unzufrieden zu sein. Der eine wußte dies, der andre das. Das Hauptgespräch bildete natürlich die heutige Predigt, über welche sich Gußner und Schenke mit Heftigkeit in nicht gerade gewählten Ausdrücken ausließen. Blenks stimmten ihnen mit Eifer bei. Von den übrigen Gästen waren viele nicht zur Kirche gewesen. Was, dachten sie, solle das viele Kirchenlaufen für einen

Nutzen haben, sie sähen nicht ein, daß die besser als sie wären, die in keinem Gottesdienst fehlten. Um so entschiedener stimmten die letzteren den laut gewordenenen Beschwerden bei, als sie hörten, wie der Pastor in der Predigt gegen Fritz losgezogen sei und welche unerhörte Lehren er aufgestellt habe. Diejenigen unter den Gästen, welche die Predigt mit eignen Ohren gehört hatten, hatten sie freilich zum Theil durchaus nicht so aufgefaßt, zum Theil dachte ein jeder unter ihnen, wenn der andre Ursache gehabt habe zu denken, daß ihm der Rock passe, so möge er ihn anziehen. Jeder gönnte dem andern ein wenig Aerger, weil nicht die Liebe sondern nur der gemeinsame Haß gegen den Pastor sie verband. So sprachen sich denn anfangs einzelne Stimmen geradezu dahin aus, daß wenn's freilich nach der Bibel gehe, man dem Pastor nichts anzugaben vermöge. Es nahm aber nicht lange bis solche Stimmen verstummten, denn Blenk zeigte ja zu klar, daß es dem Pastor rein nichts angehe, wer und wen und wie einer heirathe, und daß es gar nicht sein Amt sei, über solche Sachen zu predigen. Wo, meinte er, sollte es denn hinkommen, wenn man in diesem freien Lande sogar das zur Sünde machen wolle, was sogar in Deutschland erlaubt sei. Dort habe der Pastor nie gelehrt, daß das unrecht sein solle, wenn man seiner verstorbenen Frau Schwester zum Weibe nehme, ja es sei noch zu solchen Ehen gerathen worden. So, wie der Pastor die Stelle aus dem Mose auslege, von der er nicht mehr wisse, wo sie

stehe, sei es freilich nicht recht, aber die Pastoren in Deutschland hätten doch auch studirt und seien wohl gelehrter als die hier. Auch mit der Verlobung habe man es da lange nicht so übertrieben streng genommen.

Das leuchtete den Hörern ein. Alle stimmten zu, daß man sich die Tyrannei des Pastors nicht mehr gefallen lassen solle, wenn er es auch immer verstünde, alles so darzulegen, als sei seine Lehre wirklich die allein rechte nach der Bibel. Der alte Blenk wurde ganz beredt. Seine Frau secundirte. Sein Schwager Klaus wurde ihm ordentlich wieder zugethan und gedachte nicht mehr des Nachmittagbesuches, bei dem sie beinahe in Streit kamen.

Außerdem redete man über den neuen Schulbau. Darin waren alle einig, daß nur der Pastor Schuld sei, daß derselbe zur Sprache gekommen sei. Zwar sei es ja wahr, meinten alle, daß die Gemeinde jetzt keine Schulden habe und daß das alte Schulzimmer nur für 50 Kinder Raum biete und jetzt nahe an die hundert hinein gedrängt werden müßten, abes deshalb könne man doch nicht die Gemeinde mit der Ausgabe für ein neues Schulhaus belasten, da gäbe es noch andere nöthigere Sachen. Einer meinte, der beste Weg sei, alle kleineren Kinder aus der Schule zu weisen. Sie könnten ebenso gut in die Districtsschule gehen, sonst müsse man gar bald auch noch einen zweiten Lehrer anstellen. Ein anderer meinte, es könnten ja die kleineren Kinder nur Nachmittags unterrichtet werden, am Vormittag aber die größeren. Die Meisten aber waren der

Meinung, es sei überhaupt ungerecht, daß sie eine Schule unterhalten sollten, sie hätten ja ohnedem Taxen für die Staatsschulen zu zahlen und die Landessprache sei englisch und sie schickten ihre Kinder doch nicht in die Gemeindeschule und wollten nicht für andere zahlen. Es sei ja wahr, meinte Lehmann, daß die Kinder jetzt ein wenig mehr lernten und letzten Palmsonntag ein schönes Examen gemacht hätten, daß es sich auch ganz schön anhöre, wenn die Kinder im Gottesdienst sängen, aber so viel als sie Religion brauchten, könnten sie immerhin reichlich genug lernen, wenn der Pastor sie einen Winter im Confirmandenunterricht habe, seine Emma sei auch nicht länger gegangen und doch confirmirt worden. Daß aber Emma daheim ihren Eltern das Leben sauer machte, davon schwieg Freund Lehmann. Das hatte doch nichts mit ihrer Erziehung zu thun.

Man verabredete sich schließlich, treulich unter der Gemeinde gegen den neuen Schulbau zu wirken. An den Spruch: „Lasset die Kindlein zu mir kommen,“ dachte keiner. Eben so wenig fiel ihnen der Spruch ein: „Tastet meinen Gesalbten nicht an, und thut meinen Propheten kein Leid,“ Psalm 105, 15. Man kam überein, den Leuten zu verstehen zu geben, daß wenn das so fortgehe, der Pastor die Gemeinde zu Grunde richte. In der nächsten Gemeindeversammlung aber sollte die Predigt zur Sprache kommen, die der Pastor gehalten, und man wolle ihm eintränken, daß ein guter Hirte die Schäflein zusammenhalte und nicht so predige, daß er sie vor den Kopf stoße.

Lichtenaus Frau, ein kleines schmächtiges Weib mit einem schmerzlichen und resignirten Zug im Gesicht hatte nur den letzten Theil des Gesprächs der Männer vernommen. Sie wagte eine bescheidene Einwendung und meinte, man solle doch lieber zuerst mit dem Pastor selbst reden, er predige doch immer so, daß man Erbauung finde und die Kirche sei immer voll und er wisse auch bei Leichen so schön zu trösten, wie sie durch seine herzlichen Gottesworte bei dem Tode eines theuren Kindes aufgerichtet worden war. Sie kam aber mit ihrer Ermahnung böse an. Ihr Mann, der, wie wir gesehen haben, alles herrische Wesen durchaus nicht leiden mochte, bewies das auch jetzt, indem er ihr so grob über den Mund fuhr, daß sie seufzend stille schwieg. Sie mußte ja auch in den Blicken aller andern lesen, daß sie mit ihrer guten Meinung allein stand.

Doch, was haben wir nöthig, die Gespräche jenes Abends im Gußner'schen Hause weiter zu berichten. Genug, daß alle mit dem Vorsatz schieden, die Stellung des Pastors zu untergraben und die Gemeinde von dem Zwang frei zu machen, mit dem er immer ohne alle Rücksicht auf die Kosten und auf anderer Leute Meinung auf Gottes Wort poche.

Fritz Gußner aber war nichtsdestoweniger von dem Resultat der Berathung nicht ganz befriedigt. Was wollte er denn mehr? Er wußte es selbst nicht. Sein Herz brannte vor Rachedurst und alles, was man ausgemacht hatte, schien ihm zur Stillung desselben nicht genügend.

8. Eine Vorsteherfamilie.

Ungefähr zur selben Zeit als man bei Blenks über den Pastor und sonderlich dessen Ehestandspredigt raisonnirte und Anschläge gegen ihn schmiedete, fanden sich auch in Vorsteher Klares Haus eine kleine Anzahl Freunde zusammen, ohne daß solches vorher verabredet worden wäre. Klare selbst ging Sanntags selten aus, sondern brachte gern den Tag im Kreise seiner Familie zu. Da wurde noch einmal die gehörte Predigt besprochen; die Kinder, deren eine ganz kleine Schaar im Hause war, mußten so viele ihrer zum Gottesdienst gewesen waren, Rechenschaft geben, ob und was sie daraus behalten hatten; man sang manch köstlich Lied mit einander, und hin und wieder erzählten der Vater oder die Mutter aus ihrem Leben, von der alten Heimath, von den Großeltern, von mancher Errettung aus Nöthen, woran es ja in keinem Menschenleben fehlt, obgleich nicht jeder die Augen dafür offen hat.

Obschon aber Klare selbst Sonntags selten ausging, so freute er sich doch, wenn christliche Freunde an diesem Tage vorsprachen. Da diese wußten, daß sie Klare meist zu Hause treffen würden, wenn nicht gerade Gottesdienst oder Gemeindeversammlung war, daß sie auch im Hause immer willkommen waren, so stellten sich Sonntags Nachmittags gewöhnlich einige Freunde ein. Man ging ja nie aus dem Hause ohne im Glauben gestärkt und über manche Punkte

christlicher Lehre oder christlichen Lebens belehrt zu werden. Mancher wunderte sich, woher Klare alles so gut wußte, immer gleich über alle möglichen kirchlichen Dingen gute Auskunft geben konnte, er selbst aber nannte manchmal mit Dank gegen Gott die Quelle aus der er nächst der Bibel und dem christlichen Koncordienbuche seine Erkenntniß schöpfte. Er hielt schon jahrelang den in St. Louis erscheinenden „Lutheraner", und hielt nicht nur dieses köstliche Blatt sondern las es auch, ja las es nicht nur, sondern behielt auch das meiste dessen, was er las, weil er keine Nummer aus der Hand legte ohne das Gelesene zu überlegen und angegebene Sprüche der heiligen Schrift, sowie Stellen aus den Bekenntnißschriften nachzuschlagen. Er hob auch alle Nummern sorgfältig auf und heftete sie am Ende eines Jahrganges, und nahm manchmal den einen oder andern alten Jahrgang her um das, was er früher gelesen, wieder aufzufrischen. Da hatte denn er, der doch in seiner Jugend weder klar noch fest in der Lehre, auch mit den kirchlichen Verhältnissen im Lande nicht vertraut war, im Laufe der Zeit einen solchen Schatz der Erkenntniß gesammelt, daß man sich drüber wundern mußte. Und was er wußte, das verstand er auch in einer solchen Weise an den Mann zu bringen, daß man merkte, wie er sich durchaus nichts auf sein Wissen einbilde.

An jenem Tage stellten sich im Laufe des Nachmittags und Abends gar manche liebe Freunde bei Klare ein. Onkel Jost, der wegen seiner

Kränklichkeit schon lange nicht mehr hatte ausgehen können, sich zwar noch nicht wohl fühlte aber doch hinreichend gestärkt glaubte, um einmal wieder liebe Bekannte zu besuchen, war schon Nachmittags gekommen. Er hatte Gustav Bauer mitgebracht, oder dieser ihn, wie man es nehmen will. Gustav hatte nämlich den Alten besuchen wollen, da hatte ihn dieser nicht nur eingeladen, sondern auch gebeten, mit ihm zu Maiers zu gehen. Da Gustav sah, daß der alte Mann sich wohl mehr zutraue als er vielleicht ohne Stütze leisten könne, so begleitete er ihn gern oder führte ihn vielmehr am Arm die halbe Meile zu Maiers.

Der alte Onkel war aber ein lieber Schalk, der so seine Nebengedanken hatte, die wir nicht verrathen wollen. Mutter Maier hatte sich wider Erwarten gebessert, war nicht nur außer Gefahr sondern schon aufgestanden und auf gutem Wege sich wieder zu erholen. Es that Gustav ordentlich wohl, die nähere Bekanntschaft dieser Familie zu machen. Wie athmete da alles ohne irgend welches affectirte Wesen so herzliche Liebe und Einigkeit. Welche Gottergebenheit der kranken Mutter, und wie waren die Kinder sonderlich Clara, darauf bedacht, ihr allerlei Dienste der Liebe zu erweisen. Es that Gustav ordentlich leid, daß sie sich nicht länger aufhalten konnten. Als nämlich Hermann Maier merkte, wie gerne Onkel Jost einmal Klare besucht hätte, spannte er alsobald den alten Schimmel an, um ihn hinzufahren. Er that dies mit Lust, weil er dem

alten Manne dankbar und froh war, ihm einen Gefallen thun zu können.

Uebrigens müssen wir der Wahrheit zu Ehren bekennen, daß noch ein anderer durchaus nicht unwichtiger Beweggrund dazu kam. Sobald nämlich Hermann gehört hatte, daß Mariens Verlobung mit Fritz Gußner aufgehoben war, stritten sich in seinem Herzen Entrüstung über des letzteren Gebahren mit einer ihm selbst noch nicht erklärlichen Theilnahme und Befriedigung, daß seine Jugendgespielin Marie nun frei sei. Wie gerne benützte er die Gelegenheit, das Klare'sche Haus zu besuchen. Gustav Bauer wollte erst nach Hause gehen, ließ sich aber auch bewegen, mitzufahren. Er nahm gerne der Gelegenheit wahr, mit Klare und dessen Familie, der er bisher mehr ferne gestanden, näher bekannt zu werden. Er fühlte sich auch dort, wie wir gleich hier bemerken wollen, bald heimisch, denn wenn man auch natürlich Onkel Jost als alten Bekannten vor allem mit Jubel begrüßte, so hieß man doch auch den von ihm eingeführten Gustav Bauer herzlich willkommen. Außer den Genannten stellten sich bei Klares noch Veit Mantel und einige Nachbarn ein, die auch zur Gemeinde gehörten, des Vorstehers Schrott nicht zu vergessen. Das war ein von Statur sehr kleines, etwas beleibtes aber bewegliches Männchen mit freundlichen Augen, den seine näheren Freunde, wenn sie ganz unter sich waren, im Spaße den „Bruder Positiv" nannten. Dieser schlichte, christliche Mann, der es ehrlich meinte aber nicht sehr ge-

schult war, hatte nämlich einmal irgendwo das Fremdwort „positiv“ aufgefangen und ein solches Wohlgefallen daran gefunden, daß er nun, ob es paßte oder nicht, zur Zeit oder zur Unzeit alle seine Reden damit würzte.

Die kleine Gesellschaft, die sich bei Klare zusammengefunden, bestand, wie wir sehen, aus Leuten, von welchen zwar, wie es ja hier auf Erden nicht anders sein kann, jeder seine besonderen Eigenheiten und Schwachheiten hatte, die aber im Bekenntniß des Glaubens und im gemeinsamen Eifer für die Gemeinde Christi ein Herz und eine Seele waren. Man kam natürlich auch in diesem Kreise, aber in einem ganz andern Geiste als er im Blenk'sche Haus herrschte, auf die Predigt, den Pastor und allerlei Gemeinde-Angelegenheiten, sonderlich auf die Nothwendigkeit des Baues eines neuen Schulhauses zu sprechen, obwohl sich das Gespräch nicht darauf beschränkte, sondern auch auf manche andere Dinge erstreckte. Die jüngeren Männer benahmen sich dabei sehr zurückhaltend und ließen die Aelteren reden; obwohl damit durchaus nicht gesagt sein soll, daß sie ganz stumm da gesessen hätten. Sie hörten nicht nur mit Interesse zu, sondern erlaubten sich auch hin und wieder eine höfliche Frage oder eine Bemerkung. Die Hausmutter und Marie leisteten soweit sie nicht durch häusliche Pflichten in Anspruch genommen waren, den Gästen Gesellschaft, und die Kinder hatten sich mit einem Band der „Luth. Kinderblätter“ in eine Ecke der Küche gemacht, wo sie ihn so ruhig, als

eben Kinder sein können, zum so und so oftmalsten durchstudirten.

Aus den Gesprächen der Erwachsenen wollen wir nur einige Exempel mittheilen. „Ja,“ meinte Vorsteher Schrott, als das Gespräch auf die Predigt kam, „das war positiv eine, wie wir sie gebraucht haben. Ich hab' mich zwar auch getroffen gefunden und wollte beinahe böse werden, wer kann denn sein Haus so führen, wie der Pastor aus der Schrift lehrte, daß es sein sollte. Aber recht hat der Pastor doch gehabt, und ich habe mir vorgenommen, daß es nun allerwege recht bei uns zugehen soll. Wo man Trost herkriegt, das hat er uns auch gezeigt. Ich kann ihm positiv nicht böse werden. So habe ich noch nie predigen hören, wie alles zugehen soll, damit man Segen im Hause habe.“ Dem stimmten alle bei, Onkel Jost aber sprach: „Wißt ihr, unser Pastor studirt nicht nur fleißig in der Bibel, sondern kommt auch viel herum und weiß, wie es in den Häusern zugeht und wo es fehlt, und kann darum so eindringlich predigen. Weil er aber auch in seiner Familie und in seinem Amte viel Kreuz hat, so kann er auch so schön beten und so kräftig trösten. Das hat er auch, vergelt's ihm Gott, bei mir gethan, ob er schon nicht oft kommen konnte, weil er so weit weg wohnt und mehr zu thun hat als manche denken.“ „Dem Pastor,“ sagte Klare darauf, „geht es, wie es in der Bibel heißt: ‚Der uns tröstet in aller unserer Trübsal, daß wir auch trösten können, die da sind in allerlei Trübsal mit dem

Trost, damit wir getröstet werden von Gott'."— Marie machte sich, so gerne sie über Gottes Wort reden hörte, in der Küche zu schaffen, solange über die Predigt gesprochen wurde, denn sie wurde dadurch immer an die unglückliche Verlobungsgeschichte erinnert. Darum hörte sie auch nicht, was der Veit Mantel erzählte, wie er nämlich seiner Pferde wegen habe aus der Predigt gehen müssen und wie er unter der Kirchenthür gestanden sei, als Fritz Gußner und seine Frau aus der Kirche kamen, und welchen schrecklichen Fluch der erstere gethan. Man hielt sich aber nicht lange dabei auf. Klare meinte, das seien nur im Zorn ausgestoßene, leere Drohungen gewesen und man sage am besten aus Liebe und um Friedens willen nichts davon weiter; Veit möge aber dem Fritz unter vier Augen vorstellen, wie er Sünden auf Sünden häufe und wie es in der Schrift nicht umsonst heiße: „Wer euch verachtet, der verachtet mich; wer aber mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat." Damit war diese Sache für jetzt erledigt.

Mehr wurde von der Schulsache geredet. Wenn es auf die zu sprechen kam, konnte sonderlich Vorsteher Schrott in positiven Eifer gerathen. Er hatte zwar selbst keine Kinder, erkannte aber wohl, daß nach Gottes Wort nicht nur die Eltern solcher die Pflicht haben, dafür zu sorgen, daß eine christliche Schule erhalten werde und ihre Kinder dieselbe besuchen, sondern daß es auch die Aufgabe einer ganzen Gemeinde als solcher sei, sich der Schule anzunehmen. Gerade weil er

selbst wenig in eine Schule gekommen war und aus Erfahrung wußte, wie sehr ihm das nachging, war er um so eifriger für das Wohl der Gemeindeschule bedacht. Auch jetzt ließ er es sich nicht nehmen, die Schulsache zu führen und that das mit einem Ernst und Eifer, als ob er Leute vor sich gehabt hätte, die er erst von der Wichtigkeit derselben überzeugen müßte. „Wir müssen ein positives Schulhaus bauen," war der kurze Inhalt seiner längeren Rede, welche die andern gutmüthig anhörten, „der Anbau hinter der Kirche, in dem jetzt Schule und Confirmandenunterricht und wer weiß was sonst noch gehalten wird, ist zu klein und zu schlecht, und wir brauchen ohnedem künftig zwei Zimmer, und Gott hat uns auch gesegnet, daß wir jetzt sonst keine Schulden haben, und ich hab's schon andern gesagt, daß wir in der nächsten Gemeindeversammlung davon positiv reden wollen.

Als dieser Gegenstand genügend erörtert war, erinnerte Klare, daß bald Pastors Geburtstag sei, sie hätten gern schon im vorigen Jahre den Tag wissen wollen, um ihm eine Freude zu machen, aber ihn nicht ausfindig machen können; jetzt habe er es aber durch einen Schlich herausgebracht; er habe auch ausgefunden, daß der Pastor gerade 50 Jahre alt werde, und wenn sie gesinnt seien, wie er, der Klare, so wollten sie diesmal die Pastorfamilie mit einem Geschenk überraschen, das sich gewaschen habe; das sei nicht mehr als billig, denn der Pastor warte seines Amtes als ein treuer Hirte.

Es bedarf nicht erst der Versicherung, daß dieser Vorschlag bei Klares Gästen Anklang fand. Es legten nicht nur diejenigen alsobald zusammen, die versammelt waren, und selbst die Kinder Klares, welchen das Vorhaben zu Ohren kam, brachten mit einer rührenden Anhänglichkeit an den Pastor ihre Sparbüchsen daher, sondern Hermann Maier und Veit Mantel erklärten sich auch bereit, bei andern Gemeindegliedern anzuklopfen, damit sich diese nicht zurückgesetzt fühlen möchten und das Geschenk größer werde. Es hat gewiß dem treuen Gott, der da gesprochen hat: „Der unterrichtet wird mit dem Wort, der theile mit allerlei Gutes dem, der ihn unterrichtet,“ wohl gefallen, mit welcher Liebe diese Leutchen des Pastors gedachten.

Onkel Jost durfte sich noch nicht getrauen, Abends zu spät heimzufahren. Hermann Maier spannte deshalb noch vor dem Abendbrod an und sie fuhren, nachdem sie sich bei allen herzlich verabschiedet hatten, heim. Gustav Bauer fuhr wieder mit ihnen. Die andern Gäste hielten sich noch einige Stunden bei Klares auf. —

9. Eine Verfolgung.

Pastors Geburtstag nahte, aber in die Freude, welche ihm viele seiner Gemeindeglieder zugedacht hatten, sollte noch manch bitterer Wermuthstropfen fallen. Bald nach jener Predigt mußte Pastor Treu wahrnehmen, daß in seiner Filialgemeinde verborgene Feinde gegen ihn wühlten. Manches, was er an einem Orte rede-

te, kam ihm ganz entstellt an einem anderen Orte wieder zu Ohren. Er mußte ausfinden, daß dem, was er that, von irgend einer Seite böse Beweggründe unterzuschieben versucht wurde. Es wurde ihm auch mancher äußerliche Schaden zugefügt. So ward einmal während des Gottesdienstes in das Hintertheil des Daches seines neuen Wagens ein großes Loch geschnitten. Ein andersmal fand er seine Reisetasche mit Büchern, welche er unter den Wagensitz geborgen hatte, in die schmutzige Straße geworfen. Als er wieder einmal in finstrer Nacht auf dem Heimweg begriffen war, blockirten eine Menge mitten in die Fahrstraße geworfener Fenzriegel den Weg.

Pastor Treu, der diese letzteren Dinge viel weniger achtete, als das, was wir oben zuerst bemerkten, tröstete sich damit, daß eben allerlei Kreuz mit zu seinem Amte gehöre. Er forschte gar nicht nach den Urhebern, viel weniger ahnte die treue Seele, daß alle Unbilden, die er nun erfahren mußte, aus einer Quelle kamen, aus einem gottlosen Uebereinkommen sogenannter Christen, von Gott seiner Seelsorge anvertrauter Seelen. Das Complot, das Gußner und Blenk und die andern angezettelt hatten, fing an seine Früchte zu bringen. Vergeblich hoffte der Pastor, daß, wenn er sich unwissentlich Feinde gemacht habe, diese bald der Schikane müde werden, oder aber offen herausbrechen würden. Es wurde immer schlimmer. Er bekam einigemale Schmähbriefe, von verstellter Hand geschrieben, ohne Namensunterschrift. Er las zwar nur den

ersten, während die folgenden ungelesen in den Ofen wanderten, aber wie mußte es ihm, ob er schon die in diesen Briefen auf ihn gehäuften Schmähungen nicht las, schmerzen, zu erfahren, wie gar so tief Leute sinken können, daß sie sich sogar nicht schämten, Briefe zu schreiben, deren Inhalt solcher Art sein mußte, daß sich die Schreiber selbst schämten, ihren Namen beizusetzen; Briefe, in welchen, wie er aus dem ersten schließen konnte, den er gelesen hatte, nicht nur über ihn sondern auch über manche andere Christen in der Gemeinde, ja über Gottes Wort gelästert wurde. Pastor Treu konnte und wollte nicht glauben, daß die Urheber solcher Briefe zu seiner Gemeinde gehören könnten, obwohl er ja mit Fremden kaum verkehrte, solche selten oder nie in seinen Gottesdienst kamen und er darum auch nicht begreifen konnte, wodurch er solche verletzt haben sollte.

Unter diesen Verhältnissen wartete der Pastor seines Amtes je länger je mehr mit Seufzen. War es ihm früher eine wahre Freude gewesen, seine Filiale zu besuchen, so ging er nun jedesmal mit der Sorge, daß seiner eine neue üble Ueberraschung warte. Kam er dann jedesmal, ohne sich darin geirrt zu haben, nach Hause, so [illegible] die liebe Pastorfrau Mühe, ihm die [illegible] chen Falten aus der Stirne zu streichen und [illegible] Gottes Wort in seinem Amtskreuz Trost und Muth zuzusprechen, indem sie ihn erinnerte, wie er ja doch ein seliges Amt habe und Vielen zum Heil gesetzt sei, welchen er im Namen seines

Herrn Buße und Vergebung der Sünden predige.

Hier mögen wir nebenbei die Bemerkung einschalten, daß Gemeinden es ja als einen Segen Gottes erkennen sollten, wenn Gott ihrem Seelsorger eine wahre christliche, besonnene Hausfrau bescheert hat, denn obschon eine solche sich nie in das mischt, das ihres Mannes Amt ist, so kann sie doch nicht nur sonst manches Gute in einer Gemeinde wirken, sondern übt auch durch ihr treues Walten im Hause und manches gottergebene tröstende Wort einen so stärkenden Einfluß auf ihren Mann aus, daß er mit immer neuem Muth seines schweren Amtes wartet. Solch eine Hausfrau stand dem lieben Pastor Treu zur Seite. Mit ihr befahl er alles dem treuen Vater im Himmel, wenn ihm ein neuer Bubenstreich zugefügt worden war. Ebenso leid aber, als das, was man ihm persönlich zufügte, that dem Pastor die Wahrnehmnng, wie eifrig man in der Gemeinde am Werke wai, den Eifer, der für den Bau einer neuen Schule entstanden war, zu unterdrücken, so daß, obwohl immer noch viele dazu willig schienen, doch gar manche nun schon im voraus allerlei Einwände wußten.

Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß manche in der Gemeinde bald merkten, daß der Pastor, obwohl er immer gleich freundlich sein Amt versah, doch etwas gedrückt schien, und was die Ursache davon sei. Wurde doch immer mehr bald das eine, bald das andere herumgetragen, was der Pastor gesagt oder gethan haben sollte, was nicht recht sei ohne daß sich die Quelle nach-

weisen ließ. Dennoch war niemand auf das vorbereitet, was noch kommen sollte. Als der Pastor eines Abends, es war schon finster geworden, auf dem Heimwege von einer Nothtaufe war, da schwenkte plötzlich jemand in einem Gebüsche, durch das er fuhr, mit höhnischem Gelächter einen großen weißen Lappen, so daß des Pastors Pferd scheute und durchging. Der Pastor entging nur wie durch ein Wunder schwerem Schaden, denn der Wagen, der an einen Baum stieß, fiel um und er ward herausgeschleudert. Glücklicherweise blieb gerade da das sonst getreue Pferd stehen, und er konnte, obwohl der Wagen beschädigt war und er selbst wie zerschlagen fühlte, den ersteren wenigstens soweit in Stand setzen, daß er langsam heimzufahren vermochte.

Trotz aller Pflege fühlte er sich doch tagelang angegriffen. Wie gern hätte er das Unglück für ein unbeabsichtigtes gehalten, aber das höhnische Gelächter, von dem es begleitet war, zeigte zu deutlich, daß man es darauf abgesehen gehabt hatte, ihm zu schaden. Nicht genug davon, fiel des folgenden Sonntags auf dem Wege zur Kirche in der Nähe derselben ein Schuß. Wieder sandte Gott die heiligen Engel, seinen Diener zu bewahren. Die Kugel streifte nur sein Ohr, das heftig blutete. Er wollte zwar auch hier nicht zugeben, daß eine Absicht zu Grunde gelegen haben könne, aber einige Kirchengänger, die den Schuß gehört hatten, waren anderer Meinung. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich unter den in und außer der Kirche versammelten Gemeinde-

gliedern die Nachricht. Gerade dies aber war gut. Nicht nur bewiesen alle dem Pastor auf eine so herzliche Weise das Beileid der Gemeinde, daß sich derselbe durch diese Erfahrung ungetrübter Anhänglichkeit innig erquickt fühlte, sondern die Gemeinde wußte nun auch, daß ihr Pastor Feinde haben müsse, und es fanden nun auch die bösen Gerüchte um so weniger Glauben, welche in der letzten Zeit, man wußte nicht wie, unter die Leute gedrungen waren, obwohl niemand den Muth hatte, den lieben Mann durch Mittheilung derselben noch mehr zu betrüben. Sollten doch sogar welche im Städtchen so geredet haben, als sei es auch nicht umsonst, daß der Pastor Klares so oft besuche und dessen Frau spazieren fahre. Man wolle zwar nichts gesagt haben, aber es sei auch nicht alles Gold, was glänze, und nicht jeder heilig, der sich fromm stelle, und was dergleichen Reden mehr waren.

Pastors Frau kam das zuerst zu Ohren, sie schwieg aber stille, um ihrem Manne Kummer zu ersparen, über dessen wunderbare Bewahrung sie mit ihm und den Kindern täglich Gott dankte. Im Settlement ging's nicht so stille zu, denn viele rechtschaffene Christenseelen hatten sich vorgenommen, den Gerüchten und Angriffen gegen den Pastor auf den Grund zu gehen und sonderlich Vorsteher Klare und seine näheren Freunde ließen sich das angelegen sein. Es schienen aber alle Nachforschungen vergeblich. Zwar lächelte Fritz Gußner so höhnisch, wenn man ihn sah, daß sich mancher seine eigenen Gedanken darüber

machte, und Blenk's machten je länger je weniger Hehl aus ihrer feindseligen Gesinnung gegen den Pastor; Lichtenau aber polterte gar so laut über das, was er die unerträgliche Herrschsucht des Pastors nannte, daß ihm Vorsteher Schrott positiv erklärte, er müsse schweigen, oder die Gemeinde werde mit ihm positiv handeln.

Mit dem allen aber war nicht bewiesen, daß einer unter ihnen, oder gar sie alle, der Sünden gegen den guten Namen und das Leben des Pastors schuldig waren. Klare war der letzte, der einem Bruder durch unbegründeten Verdacht hätte unrecht thun wollen. Wenn ihm Gedanken aufsteigen wollten, hielt er sich immer das Wort vor Augen: „Denke keiner kein Arges in seinem Herzen wider seinen Bruder," ohne in seinen Nachforschungen nachzulassen. Zu gleicher Zeit aber arbeiteten er und Maiers Hermann und Gustav Bauer dafür, daß man ja dem Pastor an seinem Geburtstag ein schönes Geschenk darbringe; und zu ihrer Freude flossen ohne alles Drängen so viele freiwillige Gaben in ihre Hände, deren Geber ihnen zum Theil gar nicht bekannt wurden, daß kein Zweifel mehr daran war, sie würden im Stande sein, den Pastor mit schönen Geschenken zu überraschen. Die Glieder des Frauen- und des Jungfrauen-Vereins hatten sich übrigens vorbehalten, unter sich selbst zum selben Zwecke zu sammeln.

10. Enthüllungen. Ein Verkauf.

Die mancherlei Angriffe, von welchen wir im vorigen Kapitel erzählen mußten, hatten die Pastorsfamilie sehr angegriffen, obwohl sie gerade in dieser Zeit auch mancherlei Liebe erfahren durfte, und unser Gott auch an diesen gläubigen Pastorsleuten seine Verheißung erfüllte, daß das Kreuz eine selige Frucht wirke, daß er selbst alle Last tragen helfen wolle und daß er seinen Gläubigen nie mehr auflegen werde, als sie zu tragen vermögen. Eine selige Frucht des Kreuzes war die, daß Pastor Treu sich um so ernstlicher in Gottes Wort vertiefte, sich über seine Amtsführung prüfte und bei dem, der das Haupt der Kirche ist, Geduld und Kraft und Weisheit erflehte. Wenn seine Feinde hätten hören können, wie ernstlich er auch die in sein Gebet einschloß, die ihn beleidigten und verfolgten, so müßte es wie Feuer in ihrem Herzen gebrannt haben. Sie hörten es nun zwar nicht, aber Gott, der zu dem Stolzen spricht: „Bis hieher und nicht weiter!" wußte nicht nur auch der Bosheit der Feinde des Pastors Schranken zu setzen, sondern sie auch schon hier offenbar zu machen.

Zunächst kam zur selben Zeit von verschiedenen Seiten wenigstens soweit Licht ins Dunkel, daß man den Quellen allerlei Feindseligkeiten auf die Spur kam. Der junge Wilhelm Blenk ließ im Eifer, seine Parthei zu stärken, bei Gustav Bauer Reden fallen, die zu dessen Erstaunen dar=

auf hindeuteten, daß ihrer eine ganze Anzahl mit dem Pastor unzufrieden wären und darauf hin arbeiteten, ihn wegzubringen. Hatte doch Gustav früher einmal einige Worte fallen lassen, aus welchen man schließen konnte, der Pastor predige ihm zu hart gegen Andersgläubige. Das wußte Wilhelm nicht, daß Bauer inzwischen durch manche Gespräche mit Jost, Meier und Klare, welche er in der letzten Zeit öfter besuchte, schon länger zu der Erkenntniß gekommen war, daß ein Pastor schuldig sei, nicht nur die ganze himmlische Wahrheit zu lehren, sondern auch vor falscher Lehre zu warnen. Das zog Wilhelm auch nicht in Rechnung, daß kein nur noch ehrbarer Mensch sich dazu hergibt, hinter dem Rücken eines Pastors gegen denselben aufzuhetzen und eine christliche Gemeinde in Unruhe zu bringen. Gustav Bauer warnte Wilhelm so ernstlich vor Sünden, daß dieser ärgerlich war, soviel verrathen zu haben.

Um dieselbe Zeit klagte Lichtenaus Frau der Frau des Vorstehers Schrott, die eine Jugendgespielin von ihr war, ihre Noth, wie ihr Mann immer erboster gegen den Pastor werde, je mehr er mit Blenks und Gußners umgehe, die gewiß Uebles im Schilde führten. Ohne alles zu verrathen, was sie von dem schändlichen Complot gegen den Pastor wußte, das bei jener Abendgesellschaft im Blenk'schen Hause angesponnen worden war, drang sie doch so sehr darauf, man möge den Pastor warnen, über ihn wachen und allen bösen Gerüchten über ihn wehren, daß man wohl

schließen konnte, sie wisse mehr als sie sagen wolle. Da man wohl wußte, was sie unter der Tyrannei ihres Mannes zu leiden hatte, so drang man nicht weiter in sie, sich näher auszusprechen.

Da Fritz Gußner immer frecher über den Pfaffen schimpfte, wie er seinen treuen Pastor nannte, und Veit Michels Ermahnungen nichts genützt hatten, so hatte der letztere andere zur zweiten Stufe der Ermahnung zugezogen, und es waren nach und nach die Drohungen bekannt geworden, die Fritz auf jenem Kirchenwege ausgestoßen, die er auch nicht ehrlich als Sünde erkennen und zurücknehmen wollte. Der alte Blenk aber hatte nicht nur etwas von Briefen fallen lassen, deren Inhalt der Pastor sich hüten werde, öffentlich zu machen, sondern weissagte auch als so sicher, der Pastor müsse gehen, daß er dadurch die Aufmerksamkeit mehr auf sich lenkte als ihm lieb war. Wußte doch außer dem Pastor und seiner Frau, die beide sehr verschwiegen waren, kein Mensch etwas von den anonymen Schmähbriefen, und warum sollte denn der Pastor, der nun schon eine Reihe von Jahren den Gemeinden treue Dienste gethan hatte, auf einmal gehen müssen. Kein Wunder, daß manche in der Gemeinde anfingen, sich alles das zurechtzusetzen und nicht weit vom Ziele schossen. War es doch sogar auffallend geworden, wie oft in letzter Zeit gerade die zusammen kamen, die immer etwas gegen den Pastor wußten. Dennoch wäre das Complot nicht so bald an den Tag gekommen, wenn nicht Lehmann geschwätzt hätte.

Er war wieder einmal in der Stadt gewesen und trank dort über den Durst. Das machte ihn immer redselig. So rühmte er sich denn, wie sie den Pastor „gefixt" hätten und griff den guten Namen desselben an und berief sich auf den alten Blenk; der habe es gesagt und der lüge nicht und es müsse wahr sein. Er nahm keine Rücksicht darauf, daß außer Fritz Gußner, Schenkel und anderen, ihnen Gleichgesinnten, die ihn vergeblich zum Schweigen bringen wollten, auch einige Fremde, wenigstens weltlich ehrbare deutsche Bürger zugegen waren und alles hörten. Durch diese erfuhren bald die Gemeindeglieder von dem Complot und wie vor allem des Pastors Predigt von Verlobung und Ehe den Haß erregt habe, weil er darin Fritz Gußner wegen seiner Heirath gescholten habe und weil Schenke, ob er auch tausendmal verlobt gewesen sei, sich nicht zwingen lassen werde, ein Mädchen zu heirathen, wenn er eine bessere Parthie machen könne, und weil trotz des Pastors Eifern die Ehe mit der verstorbenen Frau Schwester doch recht sein müsse, denn Blenk sei noch in Deutschland getraut und lebe ganz glücklich. Ueber das alles und viel mehr hatte Lehmann in der Trinkstube geschwätzt.

Damit war zwar nicht aufgeklärt, wer sich thätlich hatte am Pastor vergreifen wollen, aber doch verrathen, welche wider ihn conspirirten. Es war allen redlichen Gemeindegliedern ordentlich leichter ums Herz, als das herauskam, denn die allermeisten hatten den Pastor lieb, und ob auch der eine oder andere aus Schwachheit einmal

nachgeredet haben mochte, was er gehört, so wollte ihm doch keiner mit Absicht Schaden zufügen.

Nun warteten die Vorsteher treu ihres Amtes. Lehmann und Blenk wurden besucht und zu Rede gestellt. Der erste wollte zuerst von allem nichts wissen. Als man ihm vorstellte, daß man bereit sei, ihm eine ganze Anzahl Zeugen entgegenzustellen, da gab er zu, ließ sich auch bewegen mit Blenks zu gehen. Mit dem letzteren hatte man mehr Noth. Erst wollte er durchaus nichts gegen den guten Namen des Pastors gesagt haben, bis er endlich sah, daß die Gemeinde unter keinen Umständen die Sache ruhen lassen werde. Dann gab er zwar in Gegenwart von Zeugen zu, daß er alles zurücknehme, wenn er etwas gesagt haben sollte; es stellte sich aber bald heraus, daß es nicht ehrlich gemeint war, denn es fanden sich Leute, zu welchen er nachher wieder eben so ehrenrührig wider den Pastor geredet hatte, so daß sie es nicht auf sich beruhen lassen konnten. So kamen denn eine ganze Anzahl Gemeindeglieder zu Blenk, die ihn zu Rede und ihm die Wahl stellten, entweder eine von ihnen aufgesetzte Ehrenerklärung zu unterschreiben, oder aber als ein offenbar gewordener Unchrist aus der Gemeinde gestoßen zu werden. Vorsteher Schrott, der unter jenen war, gab auch nicht undeutlich zu verstehen, was positiv darauf folgen werde. Bußfertige Menschen wollten sie positiv nicht vor Gericht ziehen, aber wenn er so fortmache, werde die Gemeinde für den Pastor eine Klage einlei-

ten und führen, und er werde schon sehen, was ihn das koste.

Sonderlich das letztere bewirkte, daß der arme Mensch nachgab und unterzeichnete. Er war froh, als die Vorsteher gegangen waren, traute aber in seinem bösen Gewissen nicht dem Frieden. Er sah sich schon im Geiste durch einen Proceß in schwere Kosten und auf die Anklagebank und um Hab' und Gut gebracht. Glücklicherweise kam bald darauf Fritz Eußner zum Besuch und wußte Rath. Zuerst gab er ihm ganz recht, daß die Sache gefährlich sei, es werde ihn nun, da er so dumm gewesen sei und eingestanden habe, ganz gewiß der Pastor selbst verklagen, wenn die Gemeinde es nicht für diesen thue. Es wurde dem Blenk ganz angst und bange. Dann aber meinte Fritz geheimnißvoll; er wisse wohl einen Ausweg, wie man Blenk nichts anhaben könne, aber er wolle ihn nicht sagen. Erst nach vielen Drohungen zeigte er den angeblichen Rettungspfad. Worin derselbe bestand, das kann man daraus entnehmen, daß Blenk und dessen Frau und Fritz des folgenden Tages in die Stadt fuhren, wo bei einem Advokaten ein Kaufbrief für achtzig Acker Land angefertigt wurde. Ohne zu bedenken, daß solch ein Verkauf sogar gerichtlich aufechtbar sei, daß Fritz sein Vertrauen mißbrauchen könnte, bekam der Letztere für einige Dallars achtzig Acker Land von den hundert-und-zwanzig zugeschrieben, die Blenk eignete. Es war natürlich vorher mündlich verabredet worden, daß Fritz das Land alsobald wieder auf Blenk überschrei-

ben lasse, sobald die Gefahr eines Processes vorüber oder dieser entschieden und vorbei sei. Wer das liest, meint vielleicht, so dumm werde wohl in der Wirklichkeit niemand handeln, ein solcher Leser würde sich aber irren. In der Wirklichkeit geschieht oft das in der That, was in der Erzählung als lautere Dichtung erscheint. Der Gottlosen Augen werden oft vom Herrn wie mit Blindheit geschlagen. Blenk hörte nicht, wie Fritz, als sie nach einem fröhlichen Trunk heimwärts fuhren, etwas von einem dummen Narren zwischen den Zähnen murmelte, und seine Frau so wenig als er ahnten, daß schon die Strafe den Anfang genommen habe, die der Herr über die ausspricht, die seine Gesalbten antasten.

11. Ein Bekenntniß. — Verschiedene Gerichte.

„Herr Pastor, der junge Hans Grote ist am Sterben — kommen Sie doch gleich, er will Sie noch einmal sehen!“ Mit diesen Worten trat Hermann Maier ins Pfarrhaus, als ihm die Thüre desselben nach einigem Warten geöffnet worden war. Es war nämlich Nachts und sogar der Pastor, der doch gewöhnlich bis zehn elf Uhr Nachts über seinen Büchern sitzen zu bleiben pflegte, war schon zur Ruhe gegangen. Dieser selbst war es, der aus dem ersten Schlafe gerissen und kaum völlig munter, die Thüre geöffnet hatte, aber bei Maiers Worten sofort vol-

lends wacker wurde. „Ach, unser Herrgott stehe ihm bei,“ sprach er, während er sich schnell reisefertig machte, „und will ihn der Herr wegnehmen, so mach' er es um Christi Blut doch nur mit seinem Ende gut.“ Der Pastor wollte in den Stall und sein eigen Fuhrwerk fertig machen, aber Hermann meinte, das nähme zu lange, er solle nur mit ihm fahren, er wolle ihn morgen wieder heimbringen. Da ging denn der Pastor nur schnell in die Kammer und sagte seiner Frau, was ihn von Hause führte und küßte sie und die Kinder. Dann stieg er auf den Wagen, der vor der Thüre stand.

Es herrschte eine Finsterniß, daß er ihn nur mit Hilfe Hermanns finden und besteigen konnte. Die Filiale war etwa acht Meilen weit entfernt, das Wetter war stürmisch, die Straßen aber in einem Zustande, in dem man weder mit dem Schlitten noch mit dem Wagen schnell fortkommen konnte. Doch schien dem Pastor die Fahrt nicht sehr lange zu dauern. Hermann unterhielt ihn unterwegs mit der Erzählung, wie Grote so plötzlich schwer krank geworden sei und wie eigentlich der Arzt selbst nicht wisse, was ihm fehle aber den Kopf geschüttelt habe, als hätte er sagen wollen, da ist nichts mehr zu machen. Auch fand der Pastor erst jetzt durch Hermann manches von dem aus, was der Leser schon aus dem vorigen Kapitel weiß. Der Pastor wußte wohl, daß Hans Grote, den er selbst confirmirt hatte, leider ein leichtfertiger, vergnügungssüchtiger Bursche geworden war und bat seinen Gott, ehe er ins

Haus trat, um Weisheit und Segen, dieser Seele zum Heile zu reden. Er fand den Herzensboden Hansens besser vorbereitet, als er hoffte. Unaussprechliche Schmerzen, welche erst vor einer Viertelstunde nachgelassen hatten, das Urtheil des Arztes, dessen Flüstern er deutlich verstanden hatte, Vorwürfe über sein leichtsinniges Leben und die Angst vor Tod und Gericht hatten innerhalb weniger Stunden tiefe Falten auf sein Antlitz gegraben. Während noch der Pastor, ans Bett tretend, die rechten Worte der Begrüßung suchte, da richtete sich der Kranke auf und rief: „Vergebung! Vergebung!“ Der Pastor war freudig überrascht, wenigstens eine Erkenntniß der Sünden an dem jungen Manne wahrzunehmen, denn wo Erkenntniß der Sünden ist, da kann dann auch der Heilige Geist durchs Evangelium den Glauben im Herzen wirken.

Der Pastor täuschte sich nicht, sondern fand im Gegentheil, daß den jungen Mann noch etwas Besonderes drücke.

Da ließ man denn, wie sich's gehört, den Pastor allein mit ihm, denn es gibt Dinge, die klagt man wohl seinem von Gott berufenen Seelsorger, aber nicht andern Leuten und wenn es Eltern, Gemahl oder Kinder wären. Wie der Arzt je besser die rechten Mittel anwenden kann, je besser er den Kranken untersucht und je gewisser er den Sitz der Krankheit ausgefunden hat, so kann auch ein Pastor einem Kranken um so besser mit Gottes Wort rathen, je mehr ihm dieser im Vertrauen seine Anliegen eröffnet. Dann

kann ihm der Pastor gerade für die Anfechtungen, die ihm das Sterben schwer machen wollen, die rechten Trostsprüche bringen und die Absolution gerade der Sünden zusprechen, die ihn zumal drücken. Hätte sich jetzt jemand dazwischen gedrängt, so hätte Hans vielleicht bei sich behalten, was ihn jetzt beschwerte. Nun aber, mit dem Pastor allein, ließ er diesen bald einen Blick in sein Herz thun. Der Pastor wies ihn freundlich auf den, in dem aller Sünden Vergebung ist. Da meinte Hans, er habe es zu böse getrieben, und als ihm der Pastor zeigte, wie unermeßlich Gottes Gnade sei, da kam es endlich heraus, warum er sonderlich um Vergebung gerufen hatte. Er konnte zwar nur wenig, und das nicht immer zusammenhängend reden, der Pastor selbst sah auch, daß die Unterredung so kurz als möglich sein müsse, weil der Kranke der steten Gegenwart und Pflege eines leiblichen Pflegers bedurfte. Es reichten aber wenige Minuten zur Besprechung aus. Er beichtete dem Pastor, wie er und andere ihn verleumdet und unschuldig verfolgt hätten, und bat um Verzeihung, die ihm natürlich herzlich gewährt wurde. Er warnte auch den Pastor vor Fritz Gußner, der ihm gesagt habe, daß er dem Pastor noch den Garaus machen werde. So weh dies dem Pastor that, so sehr durfte er sich über die Gesinnung des Kranken freuen, der ordentlich mit Begierde den Trost des Evangeliums in sein Herz nahm und den Pastor nur noch bat, daß er mit ihm bete und ihm das heilige Sacrament reiche, dann

wolle er sich in Gottes Willen ergeben. So kehrte denn dieses liebe, verirrt gewesene Schäflein wieder zu seinem guten Hirten zurück, der sich schon in der heiligen Taufe seiner angenommen hatte, und während der Pastor mit ihm das Sacrament hielt, kam demselben immer wieder das Wort in den Sinn: „Ist dieser nicht ein Brand, der aus dem Feuer errettet worden.“ Sach. 3, 2. Es war Morgens als der Pastor wieder heimkehrte.

In derselben Nacht da Grote dem Tode in die Augen sah, fing auch das Gericht an Fritz Gußner an. Nur daß auf ihn das Wort paßte: „Du schlägst sie, aber sie fühlen's nicht.“ Jer. 5, 3. So schnell sein Weib, die Französin Jeanette, in der Gegend aufgetaucht war, ohne daß jemand wußte, wer und woher sie sei, ebenso schnell verschwand sie wieder und niemand wußte, wo sie geblieben war. Nur eines war klar, nämlich daß ihr kein Unglück zugestoßen war, sondern daß sie freiwillig, sei es allein oder sei es in Begleitung, ausgeflogen war. Es fehlten nämlich mit ihr alle besten Kleider und Schmucksachen und alles Geld, dessen sie habhaft werden konnte, sowie eine Reisetasche. Auf den Tisch war mit Kreide auf französisch etwas geschrieben, dessen Sinn Gußners längere Zeit nicht ausfanden bis später einmal ein früherer deutscher Student, der in der Gegend herumbummelte, sie ihnen erklärte. Es standen nämlich auf dem Tisch die Worte, welche Fritz, um sie ja fest zu halten, auf einen Zettel abschrieb: „Adieu, j'ai décampé.“

Fritz und sie hatten zwar nie eine wahre, herzliche Zuneigung zu einander gehabt, sie hatten auch bald nach der Hochzeit angefangen, viel zu streiten, was, wenn es nicht so traurig gewesen wäre, einem Zuschauer oft possirlich hätte vorkommen können. Sie mischte nämlich dabei französisch, englisch und auch einige deutsche Brocken die sie aufgefangen; Fritz aber schalt bald englisch, bald deutsch, wenn das Wortgefecht heiß und hitzig wurde. Es war ein wahres Babylon im Hause und verstand keiner den andern. Es ärgerte aber doch Fritz ganz gewaltig, daß Jeanette ausgerissen war. Er machte nun seinen Eltern das Leben so unleidlich als ob sie allein schuld wären, daß er Jeanette genommen oder diese ihm wieder entlaufen sei, und trieb sich liederlich umher. Dabei fühlte er sich nie sicher, ob man nicht ausfinden werde, wer dem Pastor nach dem Leben gestanden habe, und wich den meisten Leuten aus. Wie leicht konnten Lehmann und Blenk Verdacht auf ihn lenken, oder Grote schwätzen. Das letztere fürchtete Fritz vor allem, denn Hans gegenüber hatte er, wie er wohl wußte, mehr geredet als ihm jetzt lieb war. Er vernahm gleich morgens, daß Grote krank geworden sei und den Pastor habe holen und sich das heilige Abendmahl reichen lassen. Mit Sorge ging er selbst hin, um zuzusehen, wie es stehe. Da wartete aber seiner ein üble Ueberraschung. Kaum sah ihn Hans Grote ins Zimmer treten, da rief er mit Anstrengung aller Kräfte, daß es alle im Zimmer hörten: „Geh' weg, du bist ein

Mörder! thue dem Pastor nichts — der theuere Gottesmann — Gott erbarm' — Herr Jesus, hilf!" Fritzens Gegenwart war ihm so augenscheinlich widerlich, daß sich derselbe nicht im Hause aufhalten durfte. Mit den Worten: „er phantasiert und faselt dummes Zeug", ging er fort.

Er sollte Gottes Hand später noch härter zu fühlen bekommen, wie sich denn diese gewaltige Hand offenbar schwer auf alle die legte, die sich damals zum Untergang des Pastors verbunden hatten. Lichtenau und Lehmann bekamen wegen einer Fenz heftigen Streit und warfen sich alle möglichen Sünden vor und jeder erzählte wie der andere gegen den Pastor geschimpft und gelogen habe. Albert Schenkel gings scheinbar nach Wunsch. Er bekam wirklich Emma, und da ihn Pastor Treu nicht trauen konnte, weil er nach Gottes Wort an Clara Maier gebunden war, so ließ er sich eben von einem Methodistenpastor copuliren. Die nehmen's nicht so genau mit Gottes Wort als die beschränkten Lutheraner. Schenkel hatte sich aber doch gewaltig getäuscht. Er durfte wohl aus Gnaden im Hause und am Tische von Emma's Eltern leben, aber er mußte sich das bald vorwerfen lassen, und eine Mitgift, wie er gehofft hatte, bekam er nicht. „Es ist früh genug, wenn ich sterbe," meinte Lehmann, „ich werde nicht so dumm sein und mich vorher ausziehen." Da ärgerte sich Emma, daß sie Albert genommen, und machte ihm das Leben so ungemüthlich als möglich.

12. Alte Bekannte. Ein Geburtstag.

Es ist Zeit, daß wir uns nach den übrigen Personen unserer Erzählung umsehen. Was zunächst Onkel Jost betrifft, so hielt seine Besserung nicht lange Stand. Er ward wieder schwächer. Mutter Maier konnte ihn zwar nicht pflegen, denn sie mußte selbst noch das Haus hüten, sie sandte ihm aber manche Erquickung, und Clara war beinahe eben so viel drüben bei Josts, als daheim. Auch die Vorsteher Klare und Schrott sahen fleißig nach dem Alten, vor allen aber Gustav Bauer. Der letztere glaubte wirklich herzlich, daß ihn nur die Liebe zu dem ihm werth gewordenen Alten dazu treibe, und das mag ja auch anfangs der Fall gewesen sein, wir müssen aber der Wahrheit gemäß gestehen, daß bald noch etwas anderes ihn antrieb. Je mehr er durch seine Besuche auch mit Maiers bekannt wurde, je mehr fühlte er sich zu Clara hingezogen. Daran trug Onkel Jost nicht wenig Schuld, der offenbar seine Freude daran hatte, wenn die jungen Leute zusammentrafen, Bauer aber, wenn er Clara nicht bei ihm antraf, nicht lange aufhielt, sondern aufforderte, auch Maiers zu besuchen, wo man ihn je länger je lieber sah. Hermann traf er seltener, denn war Marie bei der Mutter, so hielt sich ihr Bruder, wenn ihn nicht nöthige Arbeit im Stalle oder auf dem Felde beschäftigte, bei Klares auf. Was ihn dorthin zog, das sagte er nicht oder es wußte vielleicht höchstens seine Mutter, vor der er nichts

geheim hielt. Es werden wohl nicht nur Gemeindeangelegenheiten gewesen sein, die er dort besprach, obwohl diese nicht ganz vergessen wurden. Freuten sich doch alle unsere Freunde, daß sich die Verhältnisse wieder etwas freundlicher gestaltet hatten und die Verleumdungszungen, die so geschäftig gewesen waren, verstummten und der Pastor wieder ruhiger seines Amtes warten konnte.

Zwar war es ihnen sehr leid, als mehr und mehr an den Tag kam, wie alle die bösen Streiche, die dem Pastor zugefügt worden waren, auf Verabredung geschehen waren, aber es war ja nur vorbei, und wer die Augen offen hatte, konnte sehen, wie Gott im Regimente sitze. Welche Liebe durfte der Pastor erfahren, welche unerhörte Ueberraschung wurde ihm bereitet, als nun sein Geburtstag — es war gerade sein fünfzigster—anbrach. Die ganze Gemeinde, alt und jung, nahm daran Theil. Pastor Treu hatte für den Vormittag Confirmandenunterricht angesagt, es wurde aber nichts daraus, denn als er kam, fand er das Schulzimmer geschmückt und die Kinder mit Blumensträußen bewaffnet, empfingen ihn und der Lehrer gratulirte ihm feierlich in deren Namen und übergab ihm einen prächtigen Arbeitsstuhl zum Geschenk. Der gute Pastor mußte die Thränen der Rührung zurückhalten und nahm die Sträuße in Empfang und redete mit jedem Kinde ein paar freundliche Worte, und nachdem er dem Lehrer gedankt hatte, sangen sie miteinander: „Nun danket alle Gott," und die Schule wurde für den Tag frei gegeben.

Der Lehrer aber war einer der Stillen im Lande, der ruhig seines Amtes wartet und damit einer christlichen Gemeinde mehr dient, als mancher Pädagog, der sich um alle Angelegenheiten mehr bekümmert als um seine Schule. Darum darf man sich nicht wundern, daß wir ihn bisher in unserer Erzählung nicht handelnd einführten. Er war übrigens im gewöhnlichen Verkehr etwas einsilbig, aber wo er gewissenswegen reden mußte, da that er es und stand immer auf der rechten Seite, wie sich's gehört. Nachmittags waren Pastor und Schullehrer zu Vorsteher Schrott eingeladen, der positiv keine Ablehnung annahm. Da wartete des ersteren eine neue Ueberraschung. Der ganze Vorstand war da versammelt und viele liebe Gemeindeglieder waren gekommen und alle drückten Pastor Treu die Hand und wünschten ihm alles Gute und überreichten ihm eine goldene Uhr. Er war ganz beschämt über alle ihm erwiesene Liebe, deren er sich in seiner Bescheidenheit nicht werth achtete und die ihm doch so wohl that. Er wußte nicht, daß seiner zu Hause noch eine Geburtstagfreude wartete und zwar nicht nur von Seiten seiner Familie, die ihm schon früh morgens gratulirt und ihm mit allerlei Kleinigkeiten beschenkt hatte, sondern von Seiten der Frauen der Gemeinde, die während seiner Abwesenheil einen neuen Fußteppich für sein Zimmer ins Haus brachten und legten. Das fand er, wie gesagt, erst dann aus, als er gegen Abend heimkehrte, nachdem er einige Stunden im Kreise der Freunde zugebracht hatte, die bei

Vorsteher Schrott sich versammelt hatten. Dieser war, und mit Recht, der Ueberzeugung, daß er positiv noch keinen schöneren Tag verlebt habe. —

Es war einige Tage nach des Pastors Geburtstag, als die Kunde durch die ganze Gegend ging, Fritz Gußner sei durchgebrannt. Er hatte ohne Zweifel Furcht bekommen. Als nämlich Hans Grote, der, wie wir gleich hier bemerken wollen, wider alle menschliche Hoffnung wieder besser und später ein treues eifriges Kirchenglied wurde, Fritz des Mordversuchs zieh, war es an den Tag gebracht, wer jenen Schuß gefeuert. Weil nun nicht nur noch in jeder Gemeinde fleischliche Menschen sind, sondern auch die wahrhaft gläubigen Christen noch das Fleisch an sich haben, so darf es uns nicht wunder nehmen, daß sich gegen Fritz solch ein Unwille unter den Gemeindegliedern im Settlement erhob, daß auch Drohungen fielen. Einzelne deuteten sogar leise an, daß er verdient habe, durch ein Lynchgericht aus der Gegend vertrieben zu werden. Solch einem unchristlichen Geiste arbeiteten zwar der Pastor selbst, der Lehrer, die Vorsteher und alle besonnenen Christen ernstlich entgegen, so daß die Ausführung einer solchen Drohung nicht zu befürchten gewesen wäre, aber Fritz mit seinem bösen Gewissen glaubte wirklich seines Lebens nicht mehr sicher zu sein. So floh er denn in Nacht und Nebel, und niemand wußte, wo er geblieben war. Erst nach einigen Jahren kehrte er wieder zurück. Seine Eltern lagen zu der Zeit schon im Grabe,

denn sie starben bald nach seiner Flucht, und zwar schnell hintereinander. Fritz sah bei seiner Rückkunft aus, wie einer, der die Welt gesehen hat, dem es aber nicht gut dabei gegangen sein mußte. Finster und zerrissen kam er an, um sich in seines Vaters Erbe zu setzen. Er genoß aber desselben nicht lange, denn bald fand er Kameraden, wie er sie liebte, und ließ das Geld nur so fliegen, das seine Eltern mit sauerm Schweiße zusammengescharrt. Gearbeitet wurde von ihm nicht viel, getrunken desto mehr. Schulden brachten ihn bald um Alles. Da baute er sich zuletzt eine Bretterhütte auf dem Lande, das ihm Blenk verschrieben hatte.

Für den Letzteren war Fritzens Flucht eine schwere Heimsuchung gewesen. Wohl bewirthschaftete er sein Land, aber es war ja der größte Theil desselben gesetzlicherweise nicht mehr sein Eigenthum, und er mußte fortwährend fürchten, daß er es durch einen Verkauf von Seiten Fritzens verliere. Diese Furcht war freilich ebenso unbegründet als die Furcht Fritzens, weil der letztere, wenn er auch das Land gerne verkauft hätte, keinen guten Kaufbrief geben konnte, solange Jeanette gesetzlich seine Frau war. Als Fritz zurückkam hatte Blenk keine ruhige Stunde mehr, denn jener ging ihm immer aus dem Weg, wenn er ihn treffen und an sein Versprechen erinnern wollte. Als er endlich nach mehreren Monaten Gelegenheit bekam, Fritz zur Rede zu stellen, da erklärte dieser ganz kühl, das Land sei sein und er habe den Kaufbrief, und es gehe nie-

manden etwas an, wie er das Land bekommen und was er dafür bezahlt habe. Als nun gar Fritz auf das betreffende Grundstück zog, da brach's dem alten Blenk vor Zorn das Herz. Manche gaben auch dem ehelichen Zwist viel Schuld, von dem das Blenk'sche Haus seit Fritzens Flucht und noch mehr seit seiner Wiederkunft heimgesucht war. Soviel ist gewiß, daß Frau Blenk, obwohl sie selbst zur Überschreibung des Grundstücks gerathen und den Kaufbrief eigenhändig unterschrieben hatte, doch später nur ihrem Manne die Schuld gab, der es hätte besser wissen und mehr Verstand haben sollen, und durch Dummheit seine Familie unglücklich gemacht habe. Wir wissen leider ebenso wenig vom alten Blenk als von den Gußner'schen Eheleuten zu sagen, ob sie noch vor ihrem Ende rechtschaffene Buße gethan, Gottes, ihres Pastors und der Gemeinde Vergebung gesucht haben und im Glauben an den Sünderheiland gestorben sind, bei dem viel Gnade ist. Wir haben nur noch in Erfahrung gebracht, daß der junge Wilhelm Blenk das von seinen Eltern verschriebene Land später wieder in seine Hände brachte. Es soll ihm ein schweres Geld gekostet haben, das Fritz wie alles andere liederlich verjubelte. Der letztere sank immer tiefer und soll, ohne Jeanette wieder gesehen zu haben, ein trauriges Ende gefunden haben. Es giebt wohl überhaupt wenig Fälle, wo sich so augenscheinlich zeigt, wie sehr Gott durch Verachtung seines Wortes und seiner Diener zu Zorn und ernstlicher Strafe gereizt wird, als das

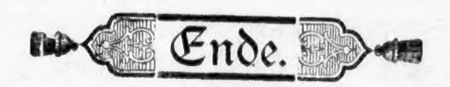
Schicksal der meisten der Personen, welche sich einst im Blenk'schen Hause zusammenrotteten, um, wenn möglich, ihren treuen Pastor zu vertreiben, obwohl ja einige derselben durch Gottes wunderbare Gnade noch zu rechtschaffener Buße kamen. Einer derselben, der später in eine andere Gemeinde zog, wo man ihn auch gegen den Pastor aufwiegeln wollte, soll den Verführer ernst angesehen und gesagt haben, er wolle lieber ein Glied verlieren, als sich noch einmal an einem Diener Christi versündigen.

Der alte Jost ging noch vor Frühjahr ein zu seines Herrn Freude. Da er eine besondere Liebe zu Maiers hatte, die ihn auch nach Möglichkeit treu pflegten, so vermachte er in seinem Testamente Clara das Stück Land, auf dem sie mit ihrer Mutter und Hermann wohnte. Nur eine Bedingung hatte er daran geknüpft, die aber zeigt, daß er bis an sein Ende ein gut Stück Humor behielt. Clara sollte Gustav Bauer heirathen. Nun, dazu hätte es keiner besondern Testamentsklausel bedurft. Die hatten einander ohnedem lieb und immer lieber gewonnen. Gustavs Eltern lebten nicht mehr und Mutter Maier hatte nichts einzuwenden. Da war also nichts im Wege. Gustav und Clara wurden ein Paar und segneten den Tag, an dem sie Gott zusammengeführt. Fast zur selben Zeit machte Claras Bruder mit Vorsteher Klares Marie Hochzeit. Das war auch nicht zu wundern. Beide Hochzeiten wurden im Herbst gehalten, als schon das neue Gemeindeschulhaus unter Dach gebracht

war. Wie wir nämlich dem Leser, der sich mehr für Gemeindesachen als für andere, in unsere Erzählung verflochtene Begebenheiten interessirt, nicht vorenthalten dürfen, war die Gemeindeversammlung im Frühjahr sehr segensreich ausgefallen. Die Gemeinde beschloß einstimmig nicht nur den Bau eines neuen zweistöckigen Schulhauses, das außer zwei großen Schulzimmern Raum für die Versammlungen des Jünglingvereins bot, sondern auch die Berufung eines Zöglings aus dem Schullehrerseminar in Addison zum Lehrer der zweiten Schulklasse. Keiner von denen, die mit ihrem Complott gegen den Pastor so jämmerlich zu Schanden geworden waren, opponirte. Sogar Lichtenau sagte nichts, der übrigens in der letzten Zeit nicht mehr viel über die angebliche Herrschsucht des Pastors klagte, auch seine Frau besser behandelte. Wir wollen hoffen, daß das nicht nur darum geschah, weil er einsah, daß er doch nichts ausrichten könne, sondern darum, weil Gottes Wort an seinem Herzen arbeitete und die große Liebe und Geduld, welche der Pastor während vieler Monate schwerer Anfeindung an den Tag gelegt hatte, ihn eines Besseren belehrte.

Es ist nicht noth, daß wir auf die weiteren Erlebnisse aller der Personen eingehen, deren Bekanntschaft wir in dieser Erzählung gemacht haben, soweit das nicht bereits geschehen ist. Wir wollen aber dem Leser noch soviel berichten, daß sich die Gemeinde noch manches Jahr der treuen Leitung Pastor Treus erfreute und sich in

Frieden erbaute. Als der Pastor später gewissenswegen dem Beruf an ein anderes Arbeitsfeld folgen mußte, geschah dies unter dem Leidwesen ja unter den Thränen seiner lieben Gemeindeglieder. Er selbst dachte noch oft an jene Sturmperiode zurück aber nur mit Dank gegen Gott und unter treuer Fürbitte für alle seine früheren Beichtkinder. Er wußte ja, daß dieser Zeit Leiden nicht werth sind der Herrlichkeit die einst an uns soll geoffenbart werden, und daß treue Prediger einst im ewigen Leben erfahren werden, daß, die viele zur Gerechtigkeit gewiesen haben, werden leuchten, wie die Sterne immer und ewiglich. Dan. 12, 3. —



---

pif=
eld
ſen
de=
m=
ott
he=
eit
nſt
ue
n,
n,
g=